



sozusagen

Sommersemester 2019

Bielefelder Studierendenmagazin an der Fakultät für Soziologie

Wissen Wahrheit Wunschdenken



Liebe Studierende,

auch dieses Mal haben wir wieder viele tolle Einsendungen von Euch rund um die Themen „Wissen · Wahrheit · Wunschdenken“ bekommen. Dank Eurer Unterstützung können wir nun – passend zum Start des Sommersemesters 2019 – die neueste Ausgabe der **sozusagen** präsentieren.

Gerade in der heutigen Zeit scheint die Frage danach, was wahr ist oder nicht, immer relevanter zu werden. Insbesondere auf politischer und medialer Ebene wird diese Frage viel diskutiert. 2016 wurde das Wort „postfaktisch“ zum Wort des Jahres gekürt; das gleiche Jahr, in dem Trump zum US-amerikanischen Präsidenten gewählt wurde und das Referendum zum Brexit von hitzigen Debatten begleitet wurde.

Jede*r beansprucht eine andere Wahrheit für sich und für viele Menschen zählen gefühlte Wahrheiten mehr als auf Fakten beruhende. Doch was sind (alternative) Fakten überhaupt? Gibt es sie noch, gab es sie jemals? Und hat Wissen nicht auch immer etwas mit Glauben und Wunschdenken zu tun?

In dieser Ausgabe gibt es viele verschiedene Herangehensweisen, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Warum nehmen beispielsweise so wenige Studierende an universitären Wahlen teil? Antworten darauf sucht ein Autor in den Theorien von Weber, Bourdieu und Luhmann. Ein weiterer Beitrag fragt, warum der Pariser Studierendenprotest 2018 im Gegensatz zu jenem 1968 weniger Veränderungen bewirken konnte. Und wie verteidigen antifeministische Akteur*innen ihren Standpunkt innerhalb der #MeToo-Debatte? Diese und viele andere interessante Fragen beschäftigen unsere Autor*innen in ihren Essays. Außerdem findet Ihr auch wieder Gedichte, Interviews, Bilder, News und vieles mehr!

Wir suchen auch für die nächste Ausgabe zum Wintersemester 2019/20 wieder Eure Beiträge! Das Thema lautet: „Nachwuchs“. Den dazugehörigen Call for Papers, genauso wie weitere Informationen, findet Ihr auf der Rückseite des Magazins und auf unserer Website unter www.uni-bi.de/soz/usagen. Wir freuen uns schon auf Eure Ideen.

Jetzt bleibt uns nur noch zu sagen: Viel Spaß beim Lesen!

Eure **sozusagen**-Redaktion

Dear students,

once again we have received many great submissions from you on the topics “Knowledge · Truth · Wishful thinking”. Thanks to your support we now present to you the new issue of the **sozusagen** in time for the start of the summer semester 2019.

Especially in this day and age, the question of what is true or not seems to be increasingly important. This question is much discussed especially at the political and media level. In 2016, the word “postfactual” was named word of the year in Germany; the same year in which Trump was elected President in the US and in which the Brexit referendum took place, both accompanied by heated debates.

Everyone claims a different truth for themselves, and for many people, perceived truths are more important than factual ones. But what are (alternative) facts anyway? Do they still exist? Did they ever exist? And doesn't knowledge always have something to do with belief and wishful thinking?

In this issue there are many different ideas about how to deal with this topic. Why, for example, do so few students participate in university elections? One author looks for answers to this in the theories of Weber, Bourdieu and Luhmann. Another article asks why the Paris student protest in 2018 instigated less change than the May-68 movement. And how do anti-feminist actors argue their position within the #MeToo debate? Our authors engage with these and many other interesting questions in their essays. We have once again included poems, interviews, pictures and news, amongst other things.

For the next issue, which will be published in the winter semester 2019/20, we are looking for your contributions! The topic is “The Next Generation”. The corresponding Call for Papers can be found here: www.uni-bielefeld.de/soz/sozusagen/cfp.html. We are already looking forward to hearing your ideas.

You can find the English content on the following pages: 10, 11, 12, 20, 39.

Now all we have left to say is: Enjoy reading!
Your **sozusagen** editorial team

Inhaltsverzeichnis

Essay	Interview	Lehre und Forschung	Nachrichten	Kreativ	Spiel und Spaß	Verschiedenes
						3 Editorial
						5 Prahlen mit Zahlen
						7 Neuigkeiten aus der Fakultät
						8 Mitteilungen: Aus der Redaktion
						9 Vollversammlung der Soziologie-Studierenden!
						10 Lecture: What ... no, who killed my mother?!
						12 Inaugural lecture: Waste and Wealth
						13 Antrittsvorlesung: Ungleichheit in politischer Beteiligung
						14 Podiumsdiskussion: Die Dritte Option
						16 Die Revolution ohne revolutionäre Praxis
						20 My Autopoesiealbum: Alexandra Kaasch
						22 Ein Jahr Tagebuchschreiben
						26 Eine Kampfschrift für die Soziologie
						30 Verlosung: Wo ist das?
						32 Forschungsgebietsforschung
						35 Die Wahrheit ist nicht immer schön
						36 ORDEX: Forschung selbst organisieren!
						40 KuMuChor: Ein Chor für's Ohr!
						42 Männer als Opfer der #MeToo-Debatte?
						46 Mein Autopoesiealbum: Tobias Werron
						48 Uni-Wahlen: Wieso geht niemand wählen?
						52 Umfrage: Was macht die Forschung?
						54 Sudoku
						55 Bingo: Gender Studies
						56 Kreuzworträtsel
						57 Stadt, Land, Bindestrichsoziologie ...
						58 Impressum
						60 Call for Papers: Nachwuchs

Prahlern mit Zahlen

Viele von Euch werden diese Frage schon gefühlt **1.000.000** mal gehört haben: „Bielefeld? Das gibt's doch gar nicht!“ Die meisten von Euch werden auf diesen nicht sehr originellen Witz, der **1994** das **erste** Mal im deutschsprachigen Usenet auftauchte, vermutlich nur noch mit einem müden Lächeln reagieren.¹ Inzwischen zu einem viralen Phänomen geworden, zeigt die „Bielefeld-Verschöpfung“ doch beispielhaft, wie solche Theorien hieb- und stichfeste, in sich abgeschlossene und unanfechtbare Argumentationen aufbauen.

Verschöpfungstheorien gibt es überall: Das **100** km² große Sperrgebiet der Militärbasis Area **51**, das sich **110** Kilometer nordwestlich von Las Vegas befindet, ist vielleicht einer der geheimsten und mysteriösesten Orte der Welt. Kein Wunder also, dass es **unzählige** Menschen gibt, die behaupten, es könne da nicht mit rechten Dingen zugehen: Seit den **1950er** Jahren gibt es immer wieder UFO-Sichtungen, die direkt mit der Militärbasis in Verbindung gebracht werden². Schenkt mensch anderen Stimmen Glauben, so finden dort geheime Treffen des Illuminatenorden statt, die ihre geheimen Botschaften als allsehendes Auge auf der amerikanischen **Ein-Dollar-Note** verbreiten. Und wenn wir schon dabei sind, landete Apollo **11** wirklich auf dem Mond, oder handelte es sich dabei um Filmaufnahmen des Regisseurs Stanley Kubrick, die auf

dem Set des Filmes „**2001**: Odyssee im Weltraum“ stattfanden³?

Das fiktive Schicksal von Oceanic Airlines Flug **815** beschäftigte Menschen über **sieben** Jahre hinweg und war trotzdem **nichts** im Vergleich zu dem realen Mysterium und den sich darum rankenden Theorien, die versuchten das Verschwinden von Malaysia Airlines Flug **370** im März **2014** zu erklären. Und das Verschwinden von **fünf** amerikanischen Bombern **1945** war nur der Anfang **einer** Reihe von mysteriösen Flugzeugabstürzen, verschwindenden Schiffen und Geschichten um den versunkenen Kontinent Atlantis, die bis heute das Mysterium des Bermuda-**Drei-Ecks** ausmachen. Und viele von Euch werden sich bestimmt noch um die Weltuntergangsprophezeiungen des Maya-Kalenders für den **21.12.2012** erinnern.

Glaube kann ja nicht nur sprichwörtlich Berge versetzen. Eine bekannte soziologische These, das Thomas-Theorem besagt, dass solange Menschen Situationen als wirklich definieren, auch ihre Konsequenzen real sind.⁴ **1938** zum Beispiel glaubten Menschen, dass es sich bei der Radioübertragung des Hörspiels „Krieg der Welten“, in dem Aliens die Erde angreifen, um eine reale Berichterstattung handelte. Laut einer zeitgenössischen Studie, deren Methode und Höhe der Schätzung inzwischen angezweifelt wird, glaubten **1.700.000** Hörer*innen, dass



Stereotypen und Vorurteile gibt es viele – auch bezüglich Verschöpfungstheoretiker*innen.

tatsächlich eine Alieninvasion stattfand.⁵ **Ein** weiteres Beispiel ist der Glaube daran, dass bestimmte Zahlen Unglück bringen. Im ostasiatischen Raum zum Beispiel gibt es häufig einfach **kein** Stockwerk mit der Nummer **4** oder anderen Kombinationen wie **14** oder **40**. Dies liegt daran, dass die Zahl **vier** in Mandarin, Japanisch oder auch im Koreanischen ähnlich ausgesprochen wird wie das Wort „Tod“⁶. Und auch die Zahl **13** ist in vielen Teilen der Welt ein Unglückssymbol und sorgt dafür, dass Menschen sich an einem Freitag, den **13.**, bis zu **fünf** Mal häufiger krankmelden als an anderen Tagen⁷. Das Finden eines Kleeblatts mit **vier** Blättern hingegen, soll dem*der Finder*in Glück bescheren.

Und glauben kann (und tut) mensch ja wirklich an so ziemlich alles. **450.000** Menschen weltweit zum Beispiel folgen der „am langsamsten wachsenden Religion der Welt“, dem Dudaismus. Benannt nach der Titelfigur aus „The Big Lebowski“ haben die Dudes erkannt, dass das Leben kurz und kompliziert ist, mensch sich nicht zu viele Gedanken machen und stattdessen einfach mal chillen sollte.⁸ Die **2005** gegründete Religionsgemeinschaft des Pastafarianismus, die das Fliegende Spaghettimonster und seine Nudeligen Anhänger als wahren Schöpfer anerkennen, hat nach eigenen Angaben weltweit mehr als **10.000.000** Gläubige mit steigender Tendenz.⁹ Schon seit der Gründung kritisieren Anhänger*innen des Pastafarianismus die kreationistische Auffassung des Intelligent Designs, welches die Evolutionstheorie ablehnt und stattdessen besagt, dass sich das Erschaffen des Universums und der auf der Erde lebenden Lebensformen nur durch eine(*n) intelligente(*n) Schöpfer(*in) erklären lassen. Pastafaris behaupten, dass es sich bei dem intelligenten Wesen um das Fliegende Spaghettimonster handelt. Eine weitere um Anerkennung kämpfende Glaubensgemeinschaft ist der Jediismus. Bei Zensus Befragungen in **2001**, gaben über **70.000** Menschen in Australien¹⁰, mehr als **53.000** Menschen in Neuseeland¹¹ und **390.127** Menschen in England und Wales¹² an, dass sie der Religion der Jedis angehörten. Ob nun als Protest gegen die aktuelle Regierung, als Scherz, oder als ehrliche Antwort gemeint, sorgten die vermehrten Nennungen zumindest in dem Vereinigten Königreich dafür, dass es bei der Zensushebung die offizielle, numerische Kennung **896** für die Antwort Jedi-Ritter gab.¹³

Dagegen sind folgende Glaubensgemeinschaften häufig vertreten. Im Jahr **2010** waren **33** Prozent der Weltbevölkerung Christ*innen, **22,5** Prozent Muslim*innen, **6,7** Prozent Buddhist*innen, **0,2** Prozent Jüd*innen, **12,4** Prozent sonstige Religionen (Chinesische Volksreligionen, Sikhs, Taoisten, Konfuzianisten, Shintoisten, Zoroastrier und andere) und **11,5** Prozent waren religionslos.¹⁴

Gläubige überall auf der Welt folgen unterschiedlichsten Weisungen und Regelungen. Die **fünf** Säulen des Islams beschreiben die Pflichten, die jede*r Gläubige zu befolgen hat; diese umfassen unter anderem die Pflicht, **fünf** Mal täglich zu beten. Die **zehn** Gebote sind zentrale Richtlinien für das Judentum und Christentum. In der buddhistischen Lehre gibt es die **fünf** Silas, die einen grundlegenden Teil des Edlen Achtfachen Pfades ausmachen. Die Pastafaris dagegen glauben an die **acht** „Mir wär’s wirklich lieber, du würdest nicht ...“¹⁵

Mit **2.000.000.000** bis **3.000.000.000** verkauften Exemplare ist die Bibel das meist verkaufte Buch der Welt.¹⁶ Eine ganz besondere Version der Bibel wurde **2015** für **31.250** Pfund von einem Auktionshaus verkauft. Hierbei handelte es sich um eine von weltweit noch **neun** existierenden sogenannten Sünder-Bibeln. Beim Druck **1631** unterlief der Druckerei ein schwerwiegender Fehler statt dem Gebot „Du sollst nicht Ehebrechen!“ lautet das **6.** Gebot in der Sünder-Bibel: „Du sollst Ehebrechen!“¹⁷

Quellen

1. https://groups.google.com/forum/#!topic/de.talk.bizarre/0mkmuJPW_2w
2. <https://www.independent.co.uk/news/world/americas/the-very-secret-history-of-area-51-2306942.html>
3. <https://www.imdb.com/title/tt0344160/>
4. Thomas, Dorothy S. und Thomas, William I. (1928): The Child in America: Behavior Problems and Programs. New York: Knopf.
5. Cantril, Hadley, Hazel Gaudet, and Herta Herzog (1940): The Invasion from Mars: A Study in the Psychology of Panic. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
6. <https://www.japan-zone.com/omnibus/superstition.shtml>
7. <https://www.deutsche-handwerks-zeitung.de/freitag-der-13-gibt-es-heute-mehr-unfaelle-als-sonst/150/4562/359688>
8. <https://dudeism.com>
9. <http://www.venganza.info/dokumente/offenerbrief.pdf>
10. <https://www.smh.com.au/national/may-the-farce-be-with-you-20020827-gdfkvx.html>
11. <http://www.nzherald.co.nz/nz/news/article.cfm?id=1&objectid=2352142>
12. <https://www.ons.gov.uk/census/>
13. <https://www.ons.gov.uk/census>
14. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/256878/umfrage/verteilung-der-weltbevoelkerung-nach-religionen/>
15. Henderson, Bobby (2008): Das Evangelium des Fliegenden Spaghettimonsters. München: Goldmann Verlag.
16. <https://newfinance.today/2017/04/23/die-10-meistverkauften-buecher-aller-zeiten/>
17. <https://www.bonhams.com/auctions/22715/lot/5/>



Neuigkeiten aus der Fakultät

Veranstaltungshinweise

Am **16. April um 18 Uhr** findet in X-E0-002 der **offizielle Semesterauftakt im Sommersemester 2019** statt. Gastrednerin wird **Prof. Dr. Heike Solga**, Direktorin der Abteilung Ausbildung und Arbeitsmarkt am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB), sein.

Am **19. Juni um 18 Uhr** findet in H1 die **öffentliche Universitätsvorlesung von Eva Illouz** im Rahmen der Niklas-Luhmann-Gastprofessur statt. Der Titel lautet: *What is Capitalist Subjectivity?*

Am **26. Juni um 18 Uhr** findet die **Feier zum 50-jährigen Jubiläum der Fakultät für Soziologie** in H4 statt.

Änderungen an den Lehrstühlen

Herr Prof. Dr. Udo Hagedorn ist seit dem **01. März 2019** Professor für Sozialwissenschaften und ihre Didaktik.

Veranstaltungen im kommenden Semester

Die **Abschiedsvorlesung von Reinhold Hedtke** findet am **24. April um 12 Uhr** in X-E0-001 statt.

Die **Abschiedsvorlesung von Lutz Leisering** findet am **8. Mai um 12 Uhr** in X-E0-001 statt.

Die **Antrittsvorlesung von Holger Straßheim** findet am **29. Mai um 12 Uhr** in X-E0-001 statt.

Die **Antrittsvorlesung von Anja Abendroth** findet am **3. Juli um 12 Uhr** in X-E0-001 statt.

DIE VIELFALT DER GESELLSCHAFT

Eine Veranstaltungsreihe der elf Arbeitsbereiche der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld sowie weiterer Arbeitsgruppen anlässlich des 50-jährigen Fakultätsjubiläums. Ein Beitrag zum Programm zum 50-jährigen Universitätsjubiläum der Universität Bielefeld.

Nächste Termine

der Arbeitsbereiche (AB) und Arbeitsgruppen (AG):

8. Mai: 18 Uhr, WissensWerkStadt, Wilhelmstraße 3, Bielefeld

Podiumsdiskussion:

Lokalpolitik und Politikwissenschaft. Örtliche Berichterstattung trifft auf generelle Analysen

Es diskutieren: Prof. in Dr. Priska Daphi, Solveig Münstermann (Studiolitearin WDR-Studio Bielefeld), Prof. Dr. Detlef Sack, Thomas Seim (Chefredakteur Neue Westfälische), Prof. Dr. Holger Straßheim, Ulrich Windolph (Redaktionsleitung Westfalenblatt)

Organisation: AB 4 – POLITIK UND GESELLSCHAFT

Kooperation: Wissenschaftsbüro der Bielefeld Marketing

22. Mai: 18.30 Uhr, Welthaus Bielefeld, August-Bebel-Straße 92

Workstattgespräch:

Kritisches Weißsein – rassistische Verflechtungen und Privilegien?!

Prof. in Dr. Heidemarie Winkel (Professur für Soziologie) und Prof. in Dr. Julia Roth (Professur für American Studies mit dem Schwerpunkt Gender Studies):

Organisation: AG HEIDEMARIE WINKEL

Kooperation: AG Uni ohne Vorurteile und dem Welthaus Bielefeld

Weitere Termine der Reihe

»Die Vielfalt der Gesellschaft« unter:

www.uni-bielefeld.de/soz/fakultaet/50jahre.html

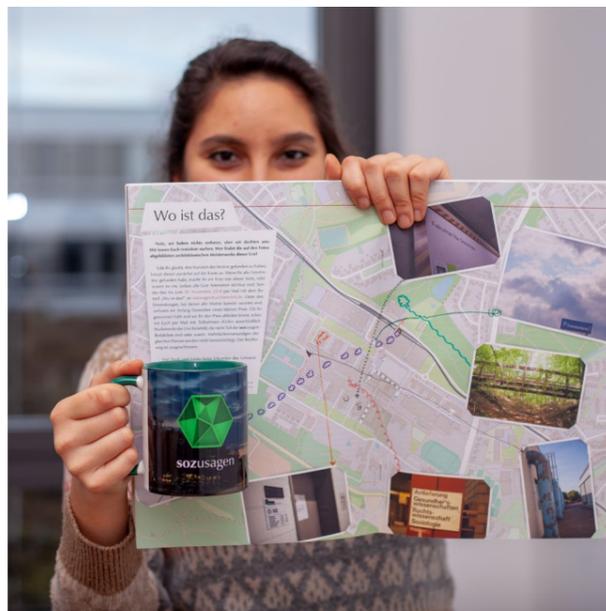
Aus der Redaktion

Gewinnspiel

In der letzten Ausgabe fand das Gewinnspiel „Wo ist das?“ zum ersten Mal statt. Hierfür haben wir Motive sowohl in den Gebäuden der Universität als auch in der näheren Umgebung fotografiert. Aufgabe war es dann, auf einer Karte die richtigen Standpunkte der Motive zu markieren.

„Das war eine tolle Möglichkeit, die Uni besser kennenlernen,“ sagte die Gewinnerin, als wir uns mit ihr trafen, um ihr ihren Preis zu übergeben. Der Preis: eine Motivtasse der **sozusagen**.

Und auch dieses Mal veranstalten wir wieder ein kleines Gewinnspiel: Wenn Ihr Lust habt, ein bisschen zu rätseln und dabei vielleicht noch den einen oder anderen interessanten Ort in der Uni kennenzulernen, schaut Euch das „Wo ist das?“ auf Seite 30 an. Bei erfolgreicher Teilnahme könntet Ihr die*der nächste stolze Besitzer*in einer solchen Tasse sein.



Die Gewinnerin wurde mit einer Foto-Tasse überrascht.

Jetzt mit ISSN!

Die **sozusagen** hat eine ISSN erhalten. ISSN steht für *International Standard Serial Number* und ist bei regelmäßig erscheinenden Medien das Pendant zur ISBN. In dieser Ausgabe findet ihr diese auf Seite 58 im Impressum. So ist es nun beispielsweise leichter aus der **sozusagen** zu zitieren, sowie Eure Einsendungen als Publikationen im Lebenslauf nachvollziehbar zu kennzeichnen.

Weitere Infos zu diesem und weiteren Themen rund um die Redaktion und Einsendungen findet Ihr unter www.uni-bielefeld.de/soz/usagen.

Studieren und Leben

Auch in dieser Ausgabe findet Ihr einen Beitrag aus der Rubrik „Studieren und Leben“. In dieser Rubrik sollen die vielseitigen Möglichkeiten des „Studierens und Lebens“ in Bielefeld beleuchtet werden. Dazu wollen wir von Euch hören, wie es für Euch ist, hier in Bielefeld zu leben und studieren.

Hierbei wünschen wir uns kurze Geschichten oder Berichte über Euer Erleben. Entsprechend geht es vor allem um sehr witzige, unangenehme, schöne, intensive, eindrucksvolle oder auch typische, besonders gut nachvollziehbare Situationen aus Eurem Alltag. Dieses Format soll Euch die Gelegenheit geben, anderen Studierenden etwas von Euch zu erzählen, wenn Ihr glaubt, dass es interessant ist, Identifikationspotential bietet, oder auch einfach auf Probleme aufmerksam macht, die Eurer Meinung nach mehr Aufmerksamkeit verdienen. In bestimmten Fällen ist es auch möglich, Euren Beitrag anonym zu veröffentlichen.

Wir würden uns freuen, wenn Ihr uns Euren Text bis zum **17. Juni 2019** an sozusagen@uni-bielefeld.de schickt. Dieser kann auf deutsch oder englisch verfasst sein. Er sollte max. 1400 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Vollversammlung!

Einladung der FACHSCHAFT SOZIOLOGIE an
alle Studierenden der Studiengänge MA & BA Soziologie

Foto © sozusagen-Redaktion

Liebe Studierende,

im Sommersemester 2019 wird es eine Vollversammlung der Studiengänge MA & BA Soziologie **am 5. Juni 2019 von 16 Uhr bis 18 Uhr in H10** geben. Neben einem kurzen Bericht über die aktuelle Arbeit der Fachschaft, der Vorstellung der Kandidat*innen für die neue Wahlperiode und Informationen über zukünftige Veranstaltungen, wollen wir zusammen über neue Anwesenheitsregelungen und die Akkreditierung des Bachelors Soziologie diskutieren. Sowohl die Änderung des Hochschulgesetzes NRW, welche Anwesenheitspflicht wieder möglich machen wird, als auch die neue Akkreditierung, der rechtliche Vorgang, bei dem der Studiengang zum Beispiel auf seine Studierbarkeit geprüft wird, werden in den nächsten Semestern die Weichen für die Ausrichtung des Soziologiestudiums in Bielefeld stellen.

Deswegen wollen wir zusammen mit Euch diese wichtigen Themen in der Vollversammlung besprechen. Wenn Ihr Interesse an studentischer Selbstverwaltung und Veranstaltungen von Studis für Studis habt, kommt zur Vollversammlung. Falls Ihr eigene Anregungen, Fragen oder Themen habt, die wir in der Vollversammlung oder Fachschaft besprechen sollten, könnt Ihr Euch jederzeit bei uns melden oder diese in der Vollversammlung ansprechen. Die Vollversammlung richtet sich an alle Studierende der Soziologie unabhängig, ob sie aktiv an den besprochenen Themen mitarbeiten möchten oder „nur“ hören wollen, was momentan so gemacht wird. Weitere Informationen rund um die Vollversammlung findet Ihr auch in der eKVV-Veranstaltung unter der Belegnummer 300512.

Eure Fachschaft Soziologie

Vollversammlung: 5. Juni 2019, 16 Uhr bis 18 Uhr, H10
Fachschaftssprechstunde: siehe Webseite
Fachschaftssitzung: in der Vorlesungszeit: mittwochs, 18 Uhr, X-C2-110
Email: fs.sociologie@uni-bielefeld.de
Webseite: www.uni-bielefeld.de/soz/studium/fs_soz/
Telefonnummer: 0521 106-4213

What ... no, who killed my mother?!

The problem of political representation of the oppressed A lecture by Didier Eribon

Didier Eribon may be one of the few sociological thinkers nowadays who has managed to acquire renown outside the field of sociology. In his autobiography *Returning to Reims* the French author and philosopher talks about class issues, the failing of the political Left in France, and about the rise of the Front National. In October 2018 Eribon came to Bielefeld to give a lecture titled *Speaking in the name of the other? On the problems of political representation of the oppressed*.

In a packed auditorium, Eribon raised the issues of democratic representation and participation. One might argue that Eribon may have an unorthodox, un-sociological, but maybe also very human way of tackling social problems. He starts with a story. A person. And in this case, it is Eribon's recently deceased mother. His mother, had suffered through many years of manual labour, which left their trace on her body. She was unable to live on her own and thus her sons decided it would be best for her to live in a nursing home. Eribon went into detail about hours of phone calls with his mother, who complained about the lack of attention she received from the nurses and the unbearable conditions of the nursing home. Not sure whether to believe her, he started to research the French health care system and made calls to the nursing home: they told him that they just didn't have enough (wo-)manpower to help his mother, since they had to care for too many patients.

After one and a half months in the nursing home, his mother died. Prematurely, as Eribon said. Maybe, if he had had more money, he and his brothers could have afforded a better facility for their mother. Simultaneously, he heard stories about people experiencing the same as his mother or even dying because of similar experiences. He found out more about the national health system which is both understaffed and underpaid. About people literally being left to die on their own. And maybe ... maybe the problem lay deeper. Eribon sees similarities between the life and death of his mother, and the experiences Édouard Louis describes in the book *Who Killed my Father*, in which the young author takes a critical look at how the French politi-

cal elite has treated and let down his father, a factory worker and street cleaner. Both Louis and Eribon argue that the working class has been let down by the political Left and feels cheated by them. The elderly, such as Eribon's mother or Louis's father are supported by no one in the political system – especially in the later stages of their life. The elderly of the working class have no economic power, which amounts to next to no political power.

The elderly are "the other in the social world", many of them unable to stand up for themselves and speak because of health issues that have left them infirm. They cannot organize themselves in social movements: apart from their physical (dis)abilities to protest and stand up for themselves, Eribon argues that the elderly or "the dying" (Elias 1985) do not understand themselves as a we. But it is especially these people with their vulnerabilities that need (political) representation. But there is a dilemma: because of the aforementioned reasons, those represented people cannot represent themselves. They need somebody else to speak for them, to speak in their name. And herein lies the problem: if nobody speaks for them, they don't speak. But if somebody speaks for them, they still don't speak. It's a paradox. There is no way to make sure that the representatives not only speak in the name of the oppressed, but also in *their interest*. And while this kind of representation might raise awareness and visibility, it does not solve the problem of social exclusion.

Nevertheless, it is important to acknowledge that there are many people and groups in the world who cannot speak for themselves and who might even be dying because of (political and social) neglect. Refugees drowning in the Mediterranean, LGBTQI* people being prosecuted for being different, or children dying from malnourishment to name a few. And they need a voice. But it needs to be a voice that is aware of the needs of the people in question and that does not try to take their voice away but acts as a proxy and speaks *for* them.

Elias, Norbert (1985): The Loneliness of the Dying.
Veranstaltungsreihe: Norbert Elias-Lectures



Departures

Time	Profession	Destination	Flight
18:10	ENGINEER	MUMBAI	LJ 148 1
19:30	DENTIST	TOYO	TF2008
20:04	MANAGER	SÃO PAULO	TH0066
20:58	BAKER	CAPE TOWN	AA974 1
21:04	FIRE FIGHTER	NEW YORK	JK 19 17
22:44	SECRETARY	LONDON	CX5 130

Globaler Arbeitsmarkt: Wahrheit und Wunschdenken?

Globalisierung ist allgegenwärtig und wird insbesondere im Zusammenhang mit dem Arbeitsmarkt kontrovers diskutiert. Auf der einen Seite stehen unter anderem die auf bessere Arbeits- und Lebensbedingungen hoffenden Migrant*innen, eine Vielzahl an Geschäftsreisenden und aufstrebenden Firmen, die ihre Produktionen ins Ausland verlagern. Auf der anderen Seite stehen Arbeitnehmer*innenorganisationen und Bewegungen, die versuchen sowohl die Arbeitsbedingungen als auch die Qualitäts- und Lohnniveaus zu halten. Zudem betrachten diese die Globalisierung sowie jedwede Einwanderung als Bedrohung.

Trotz der hohen Relevanz in der heutigen Gesellschaft gibt es kaum empirische Kenntnisse über die Konsequenzen der Globalisierung für den Arbeitsmarkt, genauso wenig wie es wissenschaftlich fundierte oder politisch wirksame Handlungsstrategien gibt. Also stellt sich die Frage: *Globaler Arbeitsmarkt - Mythos oder Wirklichkeit?* Eine Forschungsgruppe des Zentrums für interdisziplinäre Forschung (ZiF) unter der Leitung von Ursula Mense-Petermann, Thomas Welskopp und Anna Zaharieva ging von Oktober 2017 bis Juli 2018 genau dieser Frage nach. Wissenschaftler*innen aus den Bereichen der Ökonomie, der Soziologie, der Geschichte, der Politikwissenschaft und anderen Disziplinen versuchten unter anderem herauszufinden, wie der globale Arbeitsmarkt theoretisch definiert werden kann, was seine Ware ist, und inwiefern Migration eine Rolle spielt.

Antworten findet Ihr im folgenden Artikel:
[www.uni-bielefeld.de/\(de\)/ZiF/Publicationen/Mitteilungen/Aufsätze/2018-2-Mense-Petermann.pdf](http://www.uni-bielefeld.de/(de)/ZiF/Publicationen/Mitteilungen/Aufsätze/2018-2-Mense-Petermann.pdf)

Peace of mind

The night is dark
the moon shines bright
through the arc
a guiding light.

It tells us more
than just the way -
it was before.

Where we belong
where we come from -
the reason why.

BY LILLIA SEIFERT

Longing

I feel it deep inside me
this painful emotion
so obscure like the ocean –
unconscious of what it might be.

It is taking my breath away
this feeling of sadness and longing
for an unattainable something
not earthly and hard to allay.

Always seeking for true perfection,
for fulfillment and inner peace
we forget to trust and release
and to live with self-affection.

But this is the only way
to experience inner freedom
by finding yourself within –

may that emptiness fade away

BY LILLIA SEIFERT

Waste and Wealth

Inaugural lecture by Prof. Dr. Minh T. N. Nguyen

On the 16th January was the inaugural lecture by Prof. Dr. Minh T. N. Nguyen about “Waste and Wealth”. As of this lecture, Professor Nguyen has been researching and teaching at Bielefeld University for eleven months and sixteen days, as she mentioned in her welcome speech. She seemed satisfied to be here. The research programs she worked on before and since her arrival in Bielefeld can be counted as internationally and interdisciplinary successful. For her inaugural lecture she was reporting on her second monograph “Waste and Wealth – An Ethnography of Labor, Value, and Morality in a Vietnamese Recycling Economy”. This was a product of her research at the Max Planck Institute for Social Anthropology in Halle (Saale), Germany, where had been working for six years before she came to Bielefeld.

As the title says, the book is an ethnographic work about the development of social and economic structures and about the cultural life around waste in Vietnam. The first common association by many Europeans is one of dirty, poor, and disorderly people who are not a relevant part of the global or urban societies. Based on her experiences and research Nguyen argues, that the people (mostly migrants) instead created a skilled economy of trade and recycling. As many economies, the economy of trading waste is based on (gender) role differentiations, and successful strategies of advertising. Recycling and trading has become a secure income. Depending on growing infrastructure and rising mobility, the traders are able to survive. Despite the classism and stereotypes they have to deal with some of them purposely choose their jobs. The self-distinction between junk trading and urban waste traders indicates a self-perception of being useful because it shows values that are connected to consumption. Furthermore the traders with knowledge and skill accumulate wealth, which makes the competition rise. Obviously this rising of a new economy does not mean, that all the traders actually live in wealth. They have to work hard and beat the competition. Their health and social resources are limited. Their standing can be seen as bad by outsiders. This ambivalence is shown in the results Professor Nguyen presented in her lecture.



Prof. Dr. Minh T. N. Nguyen at her inaugural lecture.



Prof. Dr. Martin Kroh bei seiner Antrittsvorlesung.

Ungleichheit in politischer Beteiligung

Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Martin Kroh

In seiner Antrittsvorlesung an der Universität Bielefeld warf Herr Prof. Dr. Martin Kroh im November 2018 die Frage auf, warum Menschen mit unterschiedlich hohem Einkommen und Bildung sich unterschiedlich stark politisch beteiligen. Genau dies ist auch das Problem, dem er in seiner Forschung hier an unserer Fakultät nachgeht. Professor Kroh erläuterte anschaulich und leicht verständlich, wie er zu dieser Frage kam und warum er meint, dass diese weiter erforscht werden sollte.

Bevor er an unsere Fakultät berufen wurde, arbeitete Martin Kroh beim SOEP (Sozio-Oekonomisches Panel) und beschäftigte sich mit Haushaltsbefragungen im Quer- und Längsschnitt. Die Ergebnisse des SOEP zeigten eine positive Korrelation der Höhe der Einkommen mit politischer Beteiligung im Querschnitt innerhalb einer Befragungswelle. Im Längsschnitt, den individuellen Lebensverläufen, zeigte sich jedoch, dass mit einem beruflichen Auf- oder Abstieg tendenziell keine, oder eine negative Korrelation mit der politischen Beteiligung gemessen werden kann. Diese Längsschnittdaten lassen, bei der Untersuchung der einzelnen Haushalte, eine Antwort auf die Frage nach den Ursachen in den Herkunftseffekten, beispielsweise in der Familie, vermuten.

Um Herkunftseffekte weitergehend zu untersuchen, sind die Daten des SOEPs in einem Punkt problematisch: die Erhebung der Haushalte erfolgt durch eine Person. Das heißt Einschätzungen bezüglich Gleichheit und Ungleichheit von bspw. Geschwistern unterliegen, möglicherweise in nicht zu geringem Maße, Effekten der Beziehungen der Haushaltsmitglieder zueinander. Mit diesen Möglichkeiten liegt Professor Krohs Forschungsfokus auch bei anderen Datensätzen bzw. bei auf diesem Problem aufbauenden Methoden.

Die Dritte Option

Was heißt das jetzt in der Praxis?

Am 14. November 2018 trafen sich hier in Bielefeld Menschen aus unterschiedlichen Fach- und Berufsfeldern, um gemeinsam das Thema *Geschlecht divers – Der Beschluss des Bundesverfassungsgerichtes und seine Bedeutung für Hochschulen und andere öffentliche Einrichtungen* zu diskutieren. Die Veranstaltung begann mit einem Vortrag, der die Handlungsbedarfe zur Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt behandelte, und dann zu einer Podiumsdiskussion zwischen Vertreter*innen unterschiedlicher Felder überleitete. Der Anlass war offensichtlich: Das Bundesverfassungsgericht hatte am 10. Oktober 2017 die von einigen Menschen lang ersehnte Entscheidung zum Antrag auf eine dritte positive Eintragungsmöglichkeit im Personenstand veröffentlicht: Ja, es soll sie geben.

Warum informieren? Warum diskutieren?

Die Entscheidung des Gerichts forderte die Gesetzgeber*innen dazu auf, bis Ende 2018 eine Neuregelung für den Eintrag der dritten Option zu schaffen. Menschen, die sich nicht den Kategorien „weiblich“ oder „männlich“ zuordnen, haben so die Chance, ihre Identität auf eigenen Identitätspapieren besser zu verorten. Mit dieser Entscheidung geht demzufolge einher, dass die bestehenden Gesetze verändert werden müssen – das ist die Aufgabe des Bundestages. Im Dezember 2018 folgte der entsprechende Beschluss.

Auch Verwaltungsapparate müssen ihre Entscheidungen und Handlungen an der gegenwärtigen Gesetzeslage orientieren. Mit der Änderung der Gesetze ist dementsprechend auch eine Veränderung der bisherigen Verwaltungsabläufe absehbar. Zusätzlich zu den Eintragsänderungen im Pass oder in dem Geburtenregister, gibt es alltägliche Herausforderungen, denen sich die verschiedenen Institutionen und Organisationen stellen müssen. Ziel der Podiumsdiskussion war es, diese alltäglichen Schwierigkeiten zu benennen und – unter Einbeziehung

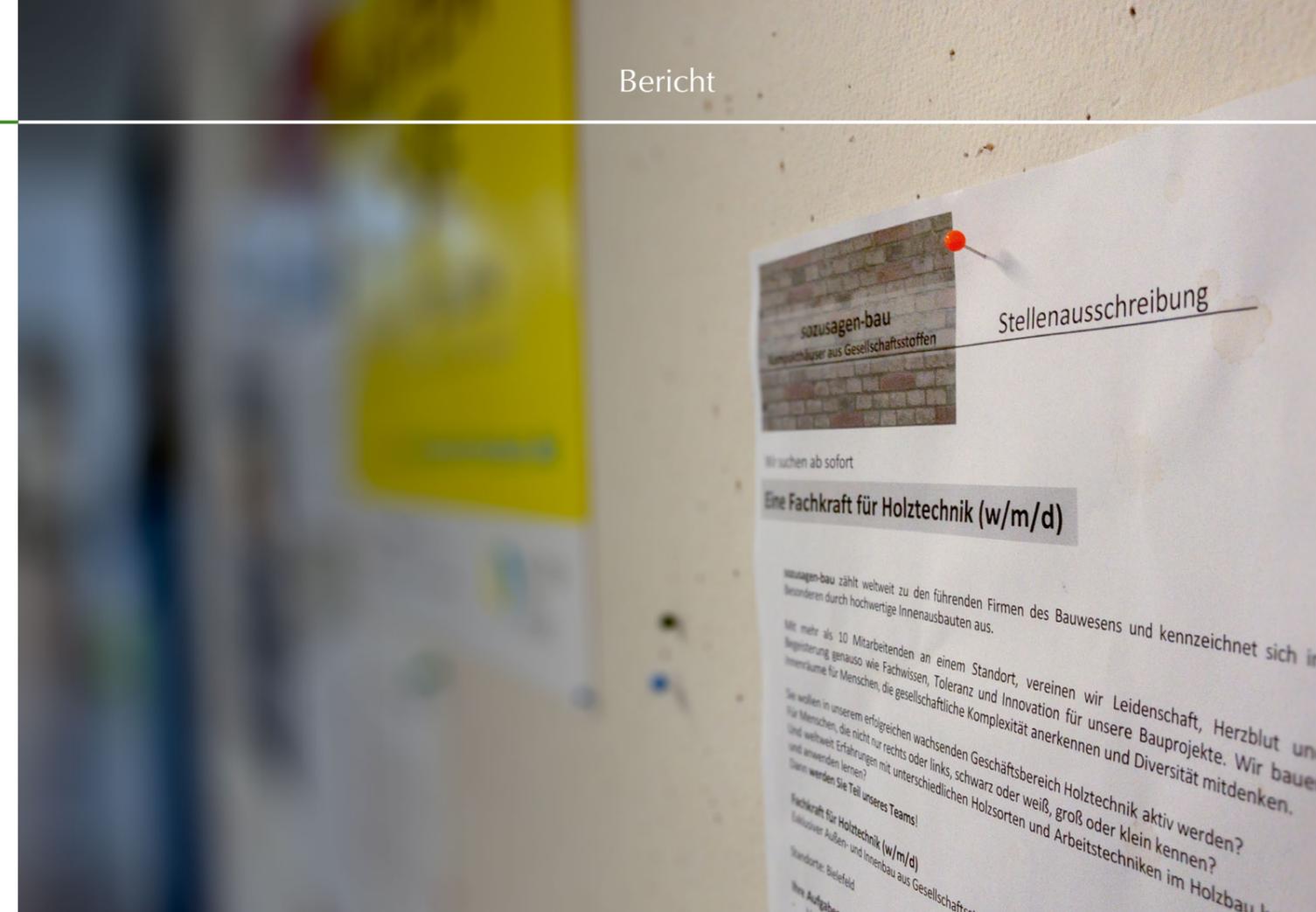
verschiedenster Perspektiven – mögliche Handlungsoptionen zu evaluieren.

Auf die Initiative von Prof.*in Dr.*in Tomke König von der Fakultät für Soziologie und dem Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZG) folgte ein breites Interesse an der Veranstaltung: Sowohl das Universitätsrektorat, Teile der Studierendenschaft, wissenschaftlich Interessierte, als auch Vertretungen aus Bürger*innen-Verwaltungen der umliegenden Städte waren zu Gast. Auf dem Podium diskutierten Anna Efre-mowa (Gleichstellungsbüro Uni Bielefeld), Dr. jur. Louis Kasten (Mitglied und Berater der Gruppe Dritte Option), Moritz Prasse (LSBTI-Jugendtreff Track e. V. in Münster) und Prof.*in Dr.*in RyLee Hühne (Fachhochschule Südwestfalen und „AG trans* emanzipatorische Hochschulpolitik“).

Der Vortrag

Neben einer allgemeinen Einführung zu bestimmten Begriffen und der Entwicklung der hier diskutierten Gesetzgebung, wurde in dem vorangestellten Vortrag der Weg des Antrags durch die gerichtlichen Instanzen beschrieben. Viele Richtlinien, die über die Veränderung von den Einträgen in Geburtenregistern und Personal ausweisen hinausgehen, beziehen sich auf die zuvor gesetzlich vorherrschende Geschlechterbinarität. Für die Handlungsperspektive der Verwaltungen bedeutet das, dass neue Auslegungen oder Veränderungen der bestehenden Richtlinien erarbeitet werden müssen. Als prägnantes Beispiel gelte, so Dr. jur. Louis Kasten, die Gasthausverordnung zur Anzahl der bereitgestellten Toiletten, die nach zwei Geschlechtern differenziert.

Der Vortrag bot bereits tiefe Einblicke in die alltäglich deutlich werdenden Schwierigkeiten, die Verwaltungen und Behörden im Umgang mit inter*, nicht-binären und/oder trans* Personen bemerken. Allein die geschlechts-



Symbolbild: Fiktive Stellenausschreibung

Foto © sozusagen-Redaktion

neutrale Anrede im persönlichen oder brieflichen Kontakt ist problematisch.

Die Diskussion

Die Auswirkungen auf geschlechterspezifische Forschungen seien eher schwer zu ermitteln. Zusätzlich bietet die momentane Gesetzeslage laut dem Gleichstellungsbüro keine Möglichkeit, sich mit der Gleichstellung aller Geschlechter auseinanderzusetzen, denn sowohl die finanziellen und personalen Kapazitäten, als auch die Spielräume, wofür diese eingesetzt werden sollen, seien gegenwärtig auf die Arbeit an der Angleichung der Rechte von Frauen* an die der Männer* ausgerichtet. Welche Veränderungen hier notwendig, beziehungsweise auch realistische Zielsetzungen seien, wurde in der Diskussion heiß debattiert. Die dritte Kategorie von Geschlechtern weist auch auf andere individuelle Bedürfnisse hin. Diesen könne nur gerecht werden, wenn die Allokation von Mitteln auch entsprechend ausgeführt würde. Daran anknüpfend fehle eine großflächige Sensibilisierung für das Thema. Sowohl in der Aufklärungsarbeit an Schulen, Universitäten, Jugendeinrichtungen sowie in der Aus-

bildung von Multiplikator*innen – also Erzieher*innen, Lehrer*innen, Ärzt*innen, Therapeut*innen, Beratungsstellen etc. –, die sich sowohl an Erwachsene, Jugendliche als auch Kinder richten, werde grundlegende Arbeit notwendig. Gegenwärtige Untersuchungsergebnisse unterstützen aus Sicht der Diskutierenden die Notwendigkeit der Veränderungen, da beispielsweise das Erleben der Menschen mit einem dritten Geschlecht zeige, dass alltägliches Nicht-Dazugehören und in der Folge diskriminiert-Werden negative psychische Auswirkungen begünstige.

Fragen stellen!

Die offene Fragerunde nach der Podiumsdiskussion nutzte das Publikum, um die unterschiedlichen Perspektiven, Bedürfnisse und Anliegen an die jeweils anderen anwesenden Personengruppen zu adressieren. Es wurde auch Kritik an der bisherigen Haltung der Verwaltung unserer Universität geäußert, mit Verweis auf die durchaus schon bisher gesetzlich ermöglichten Spielräume. Aus der Sicht von Betroffenen habe die Universität Bielefeld diese Räume nicht genügend genutzt.

Die Revolution ohne revolutionäre Praxis

VON ALEXANDRE DE CARVALHO

In Bezug auf die Mai-68-Bewegung hat das Kollektivgedächtnis Michelle Zancarini-Fournel zufolge ein „Weißwerden des Gedächtnisses“ (Zancarini-Fournel 1995: 150) herbeigeführt. Genauer gesagt beschränkte sich die Bewegung hauptsächlich auf eine Student*innenrevolte, die fast ausschließlich im Mai und nur in Paris stattfand (vgl. ebd.: 147). Die Situationistische Internationale (vgl. Glossar) und insbesondere die von ihr verfassten Berichte der Mai-68-Bewegung ziehen, in solch einem Kontext des Gedankens, ihre analytische Originalität aus (a) der Reflexionserweiterung durch ihren nationalen und sogar internationalen Zuschnitt sowie auch aus den 60er Jahren selbst und aus (b) den unterschiedlichen Reflexionen zu beiden Bewegungsteilen (Student*innen und Arbeiter*innen) zugunsten der Arbeiter*innenbewegung.

Diese Präferenz des analytischen Gegenstands erklärt sich durch die Tatsache, dass die Studierenden laut den Situationist*innen gerade „nichts anderes als die Nachhut der gesamten Bewegung“ repräsentierten (Debord 2008: 260). Als logische Folge ergebe sich, dass „die Mai-Bewegung keine Studentenbewegung [gewesen sei]“ (ebd.: 257). Den Situationist*innen nach, umfasste die Studierendenbewegung in der Tat insbesondere entweder Student*innen, „die um die Modalitäten ihrer Prüfungen besorgt waren und irgendeine günstige Reform der Universität wünschten“ (ebd.: 259), oder Student*innen, die erkannten, „dass die Machtfrage gestellt war: Das taten sie aber als naive Klientel der kleinen gauchistischen Parteien, als Zuschauer des alten leninistischen Modells oder sogar des exotisch fernöstlichen Mao-Stalinismus“ (ebd.).

Trotz dieses Urteils gegen die Student*innen, erkennen die Situationist*innen immer noch die Existenz „eine[r] kleine[n] Fraktion der Studenten“ (ebd.) an, die im Gegensatz zu anderen Student*innen wirklich revolutionär gewesen sei. Diese Charakterisierung eines Teils der Student*innenbewegung gründet sich auf die Betrachtung des „Auftauchen[s] neuer Formen und Konzepte des wirklichen Lebens“ (ebd.: 264), oder anders gesagt, neuer Formen der Praxis im marxistischen Sinn, d.h. aller Maß-

nahmen zur Umgestaltung der sozioökonomischen Bedingungen. Mit dieser Praxis, die einen Bruch mit den bisherigen Erprobungen der Revolutionsführung repräsentierte, wurde, so die Situationist*innen, während des Straßburg-Skandals von 1966 (vgl. Glossar) erstmals experimentiert (vgl. ebd.: 256). Sie wurde dann in der ersten Hälfte des Jahres 1968 von einigen Student*innen und insbesondere von der Gruppe der Wütenden (vgl. Glossar) wiederholt: „Die verallgemeinerte Anwendung wohlverdienter Beschimpfungen, Graffitis, die Parole eines bedingungslosen Boykotts der Prüfungen, das Verteilen von Flugblättern in den Universitätsräumen und letzten Endes der Skandal ihres alltäglichen Lebens“ (ebd.: 271).

Die Praxis der Mai-68-Bewegung

Genau 50 Jahre später haben die französischen Universitäten eine von Student*innen und forschenden Dozent*innen begründete neue Bewegung erlebt, die für die Leser*innen, die sich mit der politischen und sozialen Bedingungen Frankreichs vielleicht nicht auskennen, erklärt werden soll: Kurz gesagt, die zwischen März und Mai 2018 stattgefundenene Bewegung richtete sich gegen das ORE-Gesetz (oder Vidal-Gesetz, benannt nach der Ministerin für Hochschulbildung Frédérique Vidal), das am 15. Februar 2018 vom Parlament verabschiedet und am 8. März 2018 vom Republikpräsidenten verkündet wurde. Dieses durch die Orientierungsplattform *Parcoursup* verwirklichte Gesetz sollte, so die Regierungsargumentation, auf das Problem der zunehmenden Anzahl der Student*innen an französischen Universitäten reagieren, indem es für bestimmte saturierte Zweige einen Auswahlprozess für den Zugang zur Universität institutionalisiert. Für seine Kritiker*innen war das Gesetz Teil eines Privatisierungsprozesses der Universitäten (vgl. Libération vom 18. April 2018: 24), stärkte die sozialen Ungleichheiten (vgl. ebd.) oder beteiligte sich an einem Standardisierungsprozess der Studierenden (vgl. Libération vom 11. April 2018: 21).



Stell Dir vor es ist Klausur – und niemand geht hin.

Foto © sozusagen-Redaktion

Auf der Praxisebene war diese Student*innenbewegung durch politische Aktionsformen charakterisiert, die zuvor während der Mai-68-Bewegung erprobt wurden:

1. *Besetzungen und partielle/totale Blockaden der Universitäten und einiger Gymnasien* (vgl. L'Humanité vom 20. April 2018: 9), während Student*innenhauptversammlungen organisiert wurden: wie zum Beispiel der Standort „Tolbiac“ der Universität Paris-I, deren Blockaden, die durch polizeiliche Interventionen am 20. April endeten, das Symbol der Bewegung wurden (vgl. Le Monde vom 21. April 2018: 9).
2. *Boykottaufruf gegen Klausuren*: Während der von der Universität Paris-I organisierten Prüfungen, die nach Rungis (eine kleine Stadt südlich von Paris) verlegt wurden, haben Studierende „Student*innen im Streik“ auf ihre Prüfungsarbeit geschrieben (vgl. Le Monde vom 8. Mai 2018: 9).
3. *Politische Graffiti*: Beispielhaft ist ein auf einem berühmten Slogan der Mai-68-Bewegung basierendes Graffiti („Im Mai, mach was du willst“), das auf einer Mauer in Paris gesehen wurde: „Im Mai, mach kaputt, was du willst“.

Die Mai-68-Bewegungspraxis als Doxa

Die Reproduktion der Maßnahmen der Mai-68-Bewegung erklärt sich, so die Hauptthese dieses kurzen Beitrags, durch die Etablierung der von der Mai-68-Bewegung initiierten Praxis als richtige Doxa der Führung einer Bewegung. Im Sinne Bourdieus lässt sich sagen, dass es sich um eine etablierte Praxisform handle, d.h. ein „Ensemble grundlegender Glaubensinhalte, die nicht einmal

in Form eines expliziten, seiner selbst bewussten Dogmas affirmiert werden müssen“ (Bourdieu 2010: 24). Im spezifischen Kontext der letzten Student*innenbewegungen äußert sich die Doxa im kollektiven und unbewussten Konsensus zwischen den aktivistischen Student*innen über die konkreten Praxisformen des Protests (Blockierung und Besetzung, Boykott der Prüfungen, Graffitis, usw.). Diese militanten Aktionen werden also von den Student*innen nicht in Frage gestellt, d.h., dass es keine wirkliche Reflexion über die Effektivität solcher Praktiken oder ihre Relevanz aus strategischer Sicht gibt. Dies ist deutlich in ihren Diskursen über ihre eigene Praxis zu sehen, die in der Tat vage und unklar, gar stereotypisiert sind, d.h., dass sie sich in einem traditionellen lexikalischen Feld des Kampfs eingefügen.

Diese These wird durch mehrere in der französischen Presse gefundenen Augenzeug*innenberichte in Bezug auf u.a. die Universitätsblockaden während der 2018er Student*innenbewegung bestätigt. In dieser Hinsicht mangelt es nicht an Beispielen (vgl. Libération vom 20. April 2018: 5 und L'Humanité vom 23. März 2018: 6): So boten Blockaden und Besetzung des jeweiligen Standorts für ein*e Student*in der Fakultät von Tolbiac ein Mittel, um einerseits „die Universität und die Produktionsmittel der Ausbildung zurückzugewinnen“ und andererseits um „ein globales Kräfteverhältnis“ zugunsten der Student*innen zu errichten (vgl. Libération vom 10. April 2018: 16).

Revolutionäre Praxis und politische Effektivität

Die von den Situationist*innen hergestellte Verbindung zwischen Originalität von Praxisformen der Mai-68-Bewegung und ihrem revolutionären Charakter erlaubt

es, die Diskurse, die aus diesem revolutionären Vokabular eine eigene Terminologie entlehnen, in Frage zu stellen. So kann die erste Konklusion lauten: *Eine auf einer Doxa begründete Praxis kann nicht als revolutionär betrachtet werden.* Um auf eine konkretere, politische Ebene zu gelangen, muss gefragt werden, ob eine nicht-revolutionäre Praxis als *politisch effektiv angesehen werden kann.* Es wird die Ansicht vertreten, dass eine Bewegung, die durch eine auf früheren Erfahrungen basierenden Praxis geführt wird, nur erfolglos bleiben kann. Basierend auf den Reaktionen früherer Regierungen, die mit einer ähnlichen Praxis konfrontiert waren, kann die staatliche Macht in der Tat eine solche Bewegung unter Kontrolle halten.

Beim Vergleich der Reaktionen der jeweiligen Regierungen, die sich der Bewegung vom Mai 1968 und der 2018er Student*innenbewegung gegenübersehen, zeigt sich Folgendes: Die Reaktion der Regierung unter General de Gaulle auf die Bewegung ist durch mangelnde Kontrolle der Ereignisse gekennzeichnet. Dies ermöglichte, einige ihrer Forderungen zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen, wie die *Accords de Grenelles* vom 27. Mai 1968 (vgl. Glossar) zeigte. Im vorher zitierten Bericht erklären die Situationist*innen diese Improvisation der Regierung, die es der Bewegung erlaubte, gesellschaftliche Veränderungen herbeizuführen eben durch die „neuen Formen der Sabotage an den Universitäten“ (Debord 2008: 258), d.h. den revolutionären Charakter der Praxis.

Obwohl einige Analysen der Bewegung auf die Unvorhersehbarkeit des Bewegungsverlaufs der militanten Aktionsformen hinweisen (vgl. *Le Monde* vom 8. Mai 2018: 9 und *Libération* vom 19. Mai 2018: 2), könnte das Scheitern der 2018er Student*innenbewegung, so die Vermutung, seinerseits im Gegenteil durch diese Praxis erklärt werden, die, weil sie als Doxa angenommen wurde, der Regierung auf Basis früherer Erfahrungen erlaubte, die Bewegung zu kontrollieren. Diese Analyse gründet sich auf eine Lesart eines Satzes des Präsidenten Emmanuel Macron, den er während eines Interviews bei dem französischen Nachrichtenkanal BFM-TV am 15. April formulierte. Dieser wurde von den von Student*innen auf einer Banderole am Eingang der Fakultät von *Tolbiac* platziert: „Es ist gefährlicher nicht in Tolbiac einzugreifen, als einzugreifen“ (*Le Monde* vom 21. April 2018: 9). Diese Entscheidung, so die Lesart, beruhte auf früheren Erfahrungen und gründete sich auf den Wunsch, der Bewegung sich keine sogenannte „organisatorische[n] Basis“ zu geben, wie während der Mai-68-Bewegung, in der die Student*innen sich in der *Sorbonne* organisieren konnten. Eine Räumung des Gebäudes seitens der Polizei, die nach Aussage einer*s Student*in der Philosophie „einen Verlust“ darstellte (vgl.

Le Monde vom 23. April 2018: 10) und die trotz der Hoffnungen einiger Student*innen (vgl. *Le Monde* vom 21. April 2018: 10) das Ende der Bewegung zweifellos angekündigt hat, folgte zeitnah.

Sollten Bewegungen sich vom Mai-68-Bewegungserbe befreien?

Basierend auf dieser Argumentation für den Effektivitätsmangel der Student*innenbewegung von 2018, kann ein Vorschlag für das Verhältnis zwischen den Student*innenbewegungen von Mai-68 und 2018 aufgestellt werden: Anlässlich des 50. Jahrestages der Mai-68-Bewegung wurden verschiedene Feierlichkeiten in Frankreich begangen, um an vergangene Ereignisse zu erinnern und „dem Geist der Mai-68-Bewegung“ zu gedenken. Die Universität von Nanterre, symbolischer Ort der Mai-68-Bewegung, organisierte zum Beispiel im Lauf des akademischen Jahres Kolloquien (vgl. *L'Humanité* vom 9. April 2018: 24) und verschiedene Veranstaltungen bezüglich des 22. März (vgl. *L'Humanité* vom 22. März 2018: 3). Aufgrund der Entscheidung des Universitätspräsidenten, das Regierungsauswahlprojekt zu unterstützen, wurde diese Würdigungsinitiative an einem der Gründungstage der Mai-68-Bewegung scharf kritisiert, von einigen als geradezu heuchlerisch beurteilt (vgl. ebd.). Dies entsprach der Meinung von Carla, einer gegen die Reform mobilisierte Geschichtswissenschaftsstudentin in Nanterre: Sie vertritt die Meinung, dass die Student*innen anstelle der Universitätsführung diejenigen sind, die den Geist des 22. März' wirklich repräsentierten (vgl. ebd.).

Aber anstatt sich willentlich in die Kontinuität der Mai-68-Bewegung einzufügen, sollte eher gefragt werden, ob die Student*innenbewegungen sich im Gegenteil nicht der Erinnerung an der Mai-68-Bewegung entledigen sollte, um ihre politische Effektivität wiederzugewinnen. Genauer gesagt sollten sie, so die Idee, die während der Mai-68-Bewegung initiierten Formen der Praxis (insbesondere Besetzungen und Blockaden) aufgeben, um zur eigentlichen Bedeutung der Bewegungspraxis aus dem Mai-68 zurückzukommen: mit neuen Kampfformen experimentieren – das heißt wieder revolutionär sein.

Über den Autor: Alexandre de Carvalho ist französischer Mastergeschichtswissenschaftsstudent, der am Austauschprogramm zwischen Bologna und Bielefeld (BiBog) teilnimmt. Unter seinen vielen Interessen finden sich besonders die linke Bewegung und der Sozialismus aus theoretischer Sicht.

Lust

In diesem Zimmer
sind keine Möbel, die Wände sind kahl
und in der Mitte steht eine Musikbox
die nur einen Song spielen kann

Wenn das Lied zu Ende ist
drücke ich auf repeat
Was soll ich sonst tun?!
Aber ich höre nur noch Rauschen

Funkenregen und Rauch
Auf dem Boden Plastikrümmer
Ich habe die Musikbox
gegen die Wand geschleudert

In der Wand ist nun ein Fenster
Wind und Licht fließen herein
ich schaue hinaus, sehe Meer
und habe Lust!

VON JOHANNA REDLER

Glossar:

Situationistische Internationale (1957–1972): Gruppe mit marxistischem Einfluss, die auf militanter Ebene durch die Teilhabe am in der Sorbonne basierten „Rat zur Aufrechterhaltung der Besetzungen“ an der Mai-68-Bewegung aktiv teilgenommen hat (vgl. Gilcher-Holtey 2000). Von dieser Teilnahme wurde in zwei Texten berichtet: „*Wütende und Situationistinnen in der Bewegung der Besetzungen*“ von René Vienet (1968) und „*Der Beginn einer Epoche*“ von Guy Debord (1969).

Die Wütenden: Von der situationistischen Theorie beeinflusste Gruppe, die von einer kleinen Anzahl von Student*innen im Februar 1968 gegründet wurde und die sich am 14. Mai 1968 mit den Situationist*innen zusammenschlossen, um das Komitee der Wütenden Situationistischen Internationalen zu bilden (vgl. Vienet 2006).

Straßburg-Skandal: Sabotage des Kurses des Soziologen Abraham Moles im Mai 1966 durch einige sich auf die Situationist*innen berufenden Student*innen als Reaktion auf die Veröffentlichung der handsignierten Broschüre von Mustapha Khayati: „*Über das Elend im Studentenleben*“.

Accord de Grenelles: Am 27. Mai 1968 unterzeichnete Vereinbarung zwischen der Regierung und den wichtigsten französischen Gewerkschaftsverbänden, die u.a. eine Erhöhung des französischen Mindestlohns um 35% ermöglichte.

Quellen:

Die benutzten Quellen für die Verfassung dieses Artikels wurden den *Le Monde*, *Libération* und *L'Humanité* (Februar – Mai 2018) entnommen.

Literaturverzeichnis:

- Bourdieu, Pierre (2010): *Meditationen: zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Debord, Guy (2008): „*Der Beginn einer Epoche*“. In: *Der Beginn einer Epoche: Texte der Situationist*innen*. Hamburg: Nautilus, S. 253-283.
- Gilcher-Holtey, Ingrid (2000): „*Guy Debord und die Situationistische Internationale*“. In: Grimminger, Rolf (Hrsg.): *Kunst-Macht-Gewalt. Der ästhetische Ort der Aggressivität*, München: Fink, S. 87-104.
- Vienet, René (2006): *Wütenden und Situationist*innen in der Bewegung der Besetzungen*. Berlin: Hefte.
- Zancarini-Fournel, Michelle (1995): „*1968 : histoire, mémoire et commémoration*“. In: *Espaces Temps*, 59-6, S. 146-156.

My Autopoesiealbum

Alexandra Kaasch

Current Position: Junior Professor in Transnational Social Policy
Current research topics: Global Social Policy and Governance, International Organisations, Social Policy in Emerging Economies/ Indonesia

As a child I always wanted to be ... part of a less chaotic family, at the same time as I wanted to move away from that small, conservative town I grew up in ...

My favourite musician or band ... is Bettina Wegner, and I love the music by Philip Glass, particularly Satyagraha.

The last movie I saw at the cinema was ... Mary Poppins Returns – much better than the Minions, but I really loved Jim Knopf. The last time I managed to take time to go to the movies as an adult, not a parent, I cannot even remember right now.

I am good at ... staying up too late.

Students annoy me when they ... do not provide me with feedback, but then complain about things I did not do in my seminars. Luckily, there are not many of these students attending seminars on a regular basis, thus I usually enjoy engaging with students.

The most interesting thing about Sociology is ... not sure, I really struggle to think in disciplinary categories. My approach is to engage with different literatures in order to understand and analyse social policy issues.

A person I look up to ... is Gesine Schwan who used to be my professor during my studies at the FU Berlin.

I like to make time for ... playing music and singing. And of course discussing politics and other stuff with my family, friends and colleagues.

In Bielefeld you have to ... spend time in the woods, walking, listening, breathing.

A fond memory from my student days is ... living and studying at Leibniz Kolleg in Tübingen – a wonderful feeling of shared and legitimate motivation to go deeply into different fields and issues, and a great personal challenge living with 50 people in a very limited space.

The thing I am most proud of ... is that I did not give up, even when my “dream job” turned into a “nightmare” at some point. Here, at Bielefeld, it has turned back into what I had hoped it would be like!

There should be more ... people who do not just take the world as it is. I like the movement of young people now demanding action against climate change.

I enjoy doing research because ... it is a way of looking into different appearances, descriptions, arguments and interpretations of social problems and social policies. And it includes conversations with colleagues and experts from different countries and different disciplines.

I enjoy teaching because ... it is a way of engaging and interacting with people of different ages, cultures, and other backgrounds. I do like to talk about my topics of interest, but I like it even more when students interrupt and join in with their questions, experiences and views.

My recommendation to first year students is to ... get in touch directly with those teachers you are (most) impressed by, either for their way of teaching or for the subject they teach. Share your interest and ideas about how to go about your studies. I believe this will give you valuable insights and help you turn your ‘studies’ into a more fruitful learning experience.

The most important sociologist is ... may I skip this question?

Sociology is ... one very useful discipline in studying social policy, among others.

My first love was ... probably my first teacher in religious education with whom I wrote letters for many years.

My favourite quote ... is an African proverb: If you want to go fast, go alone; if you want to go far, go together.

I reach my limits when ... equal members of a team do not take on their proper share of responsibility – but of course, as always, this is a question of perspective ...

My first working experience was ... when my father involved us (his – at that time – quite under-aged children) in organising big psychology conferences. We spent weekends preparing hundreds of letters, we entertained the ‘VIPs’ at the conferences, we helped grown-ups to find their way through the conference programme, and we tried (with hardly any English skills) to explain the way to the toilet to international guests ... It was great, I learned a lot; but it’s good having found my own field!

It makes me angry that ... it is so hard to live a life that is socially fair and ecologically sustainable. And, looking at current political discourses, that we haven’t learned more from our German history!

A good deed that I like to remember ... my grandfather wrote into my ‘Poesiealbum’: “Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.” I prefer to believe in attitudes towards life; whether something was a good deed, others should decide later on.

I think it is unfair that ... there are so many forces against making the world more equal.



Foto: Julia Baier

Student protests are ... necessary and important to challenge hierarchies in universities (and beyond). Nevertheless, I have always (even as a student) struggled with some of the most prominent arguments guiding such protests.

Revolution is ... a concept that I do not really believe in.

I would never ... go bungee jumping.

I am not good at ... football, fashion, and understanding why public transport is less popular than private cars.

Three items I would take with me to a desert island ... : if I may count my family as one, I would also take my flute and violin.

The topic “Knowledge • Truth • Wishful Thinking“ makes me think of ... my work on international organisations that produce knowledge that is often considered as universal truth. Wishful thinking – many of the documents I have been analysing are written by people who believe(d) they could make the world a better place. I also still believe we should try to make things better!

Ein Jahr Tagebuchschreiben

Über Funktionen, Eigenarten und Paradoxien einer vergessenen Praxis VON STEVEN HARTIG

„Was habe ich eigentlich am 06.10.2017 gemacht?“ ist wohl eine Frage, die du dir zu Recht niemals stellen würdest. Stell sie dir trotzdem einmal. Hast du irgendeine Ahnung, was dich an diesem Tag beschäftigte? Was dich ärgerte und freute? Mit wem du Gespräche führtest? Ja, schlichtweg: was du so gemacht hast? Ich wage wohl nicht viel, wenn ich sage: vermutlich nicht. Es war übrigens ein Freitag. Und mein Geburtstag – was allerdings nur deshalb von Relevanz ist, weil es jener Tag sein sollte, an dem ich eine waghalsige Idee endlich in die Tat umsetzte. Eine beispiellose Zumutung an meine Selbstdisziplin, deren Ergebnis heute etwa 200.000 Wörter umfasst. Als Hausarbeit formatiert sind das über 570 Seiten. Die obigen Fragen zum 06.10.2017? Die kann ich alle beantworten. Aber – was nützt mir das eigentlich? Nichts scheint einfacher, erträglicher, verständlicher oder schöner zu werden, nur weil ich mein komplettes letztes Lebensjahr nun Tag für Tag nachlesen kann. Oder?

Mein Tagebuchschreiben startete als ein Akt des narzisstischen Selbstzwecks. Zunächst schrieb ich, um geschrieben zu haben. Inspiriert vom Tagebuchschreiber Martin Schulz – danke, SPD! – trieb mich die beeindruckende Vorstellung an, das eigene Leben als Niederschrift in der digitalen Schublade zu haben. Was ich noch nicht ahnte: mit jedem Eintrag sollte aus dem recht naiven Vorhaben ein zentraler und immer komplexerer Bestandteil meines Alltags werden, den ich gleichzeitig in seinen Schwächen und Stärken, Eigenarten und Mustern immer besser verstand – oder zumindest meinte zu verstehen.

Tagebuchschreibende kämpfen mit einem grundsätzlichen Problem: so ein Tag ist verdammt komplex. Diese Komplexität muss reduziert werden. 14 bis 18 Stunden Wachzustand – je nach Länge des Schlafes – wollen geschrumpft werden auf einen Text, der sich in etwa fünf bis 15 Minuten schreiben lässt. Länger möchte mensch ja kaum an einem Eintrag sitzen. Doch die Art dieser Komplexitätsreduktion – so werden wir später sehen – ist gar nicht so trivial, wie sie zunächst anmuten mag.

In diesem Text möchte ich mich mit Funktionen, Paradoxien und Eigenarten des Tagebuchschreibens beschäftigen. Mein eigenes Schreiben entflammte genau darüber

immer wieder aufs Neue viele Fragen. Schon im ersten Eintrag schrieb ich etwas peinlich-pathetisch vom Tagebuch als „treuen Begleiter selbstreferentieller Phasen“, ohne wohl selbst so recht zu wissen, was ich damit meinte. Mit jedem Abend wuchsen die Fragen. Was schreibe ich, ja, was schreiben wir da eigentlich auf, wenn wir behaupten, Tagebuch zu schreiben. Und was nicht? Und sowieso: was bringt das alles? Wer „schon immer mal“ ein Tagebuch führen wollte, findet in diesem Text hoffentlich eine realistische Orientierung und reichlich inspirierende Motivation.

In meinen Überlegungen kristallisierten sich über die Zeit genau vier zentrale Funktionen des Tagebuchschreibens heraus: Selbstreflexion, tägliche Schreibpraxis, Tagesstrukturierung und Retrospektive.

Good ol' Selbstreflexion

... so *en vogue* das Konzept und vage seine Verwendung, meint im Hinblick aufs Tagebuchschreiben, sich *impliziten* Problematiken und Fragen einmal *explizit* zu stellen. Was lief heute gut bis perfekt, was schlecht bis fürchterlich? Wie habe ich mich heute gefühlt? Und warum? Habe ich Geplantes erledigt? Was würde ich anders machen, könnte ich diesen Tag nochmal erleben? Eine Flut an Vorteilen und Konsequenzen, die hier nicht erörtert werden können, ereilt die Tagebuchschreibenden, so sie sich diesen Fragen stellen. Doch gab es eine zentrale, mich besonders faszinierende Erkenntnis: in der Beurteilung eines Tages ziehen wir fast nie eine gesunde Bilanz aus Gutem und Schlechtem. Auf „Wie war dein Tag?“ antworten wir meistens, indem wir auf das referieren, was uns am stärksten positiv oder negativ tangierte. Ein aufregender, produktiver, geselliger oder reibungslos verlaufender Tag kann sich durch ein blödes Gespräch oder kleinste, meist irrelevante Fehler anfühlen wie ein schrecklicher Tag, dem nichts Gutes abzugewinnen ist. Beim Tagebuchschreiben üben wir uns in einer kritischen Distanz, in einer Weitung der Grenzen unseres subjektiven Blicks. Die Tage, an denen ein Eintrag den Blick auf meinen Tag änderte, zähle ich schon länger nicht mehr: „Naja, so schlimm war dein Tag doch eigentlich gar nicht,



Mit oder ohne „liebes Tagebuch“. Analog oder digital. Tagebucheinträge können sehr vielfältig sein.

Foto © sozusagen-Redaktion

Steven.“ Oder der umgekehrte Fall, in dem sich eine positive Grundstimmung in eine realistisch-kritische Einschätzung wandelt: „Ok, der Tag war vielleicht spaßig und ich habe die spannende Sache X erlebt und eine gute Freundin Y getroffen. Aber eigentlich wollte ich dies und jenes tun und sowieso mein Zimmer aufräumen, was ich alles nicht gemacht habe.“ Ehrlichkeit ist insofern eine zentrale Qualität fruchtbaren Tagebuchschreibens. Wer nur ins Tagebuch schreibt, was er ohnehin schon der Mitbewohnerin erzählt hat, der kratzt lediglich an der Oberfläche des eigenen Seins. Interessant, spannend und wertvoll wird es dann, wenn wir uns auch dem Unangenehmen stellen. Fragen, die wir als illegitim empört zurückwiesen, kämen sie von Kommiliton*innen oder Mitbewohner*innen. Fragen, die uns auch mal ratlos, wütend oder weinend zurücklassen.

Übung macht die Schreibenden

Schreiben, das ist nichts, was mensch einfach beherrscht. Mensch erlernt es – wie das meiste im Leben –, indem mensch es übt. Nun ist es nicht nötig, an jedem Satz oder Wort eines Eintrages rumzudoktern, bis er oder

es perfekt erscheint – wenn auch ich solche Tage durchaus erlebe. Tagebuchschreiben ist schließlich zuallererst regelloses Schreiben. Manchmal macht mich eine schlaftrunken produzierte schräge Syntax oder Orthografie wütend. Manchmal ignoriere ich sie. Manchmal bemerke ich sie gar nicht. Darin spiegelt sich schließlich bereits eine Stimmung und Haltung, mit der ich den Eintrag verfasse, ja dem Tag gegenüberstehe. Die Suche nach adäquatem Wortmaterial für die Darstellung der sozialen Komplexität des Tages ist dabei ein Kernstück des Tagebuchschreibens. Nicht selten erleben Studierende wohl tagelange Phasen, in denen die einzigen von ihnen produzierten Schriften relativ anspruchs- und belanglose Whatsapp-Textchen darstellen. Das Tagebuch hingegen zwingt uns zu täglichem, nicht gänzlich anspruchslosem Schreiben. Nein, es beglückt uns damit. Bereits nach wenigen Wochen merkte ich, wie mir das Verfassen soziologischer Texte zunehmend leichter von der Hand ging. Es schien, als könne ich plötzlich wesentlich mehr der begrenzten Hirnkapazität dem soziologischen Denkvermögen widmen, da der Schreibakt, die Wortfindung und das halbwegs eloquente Formulieren mir wesentlich stärker zuflieg, als noch in jener tagebuchlosen Zeit.

Tage(sstruktur)buch

Ich liebe Routinen. Sie geben mir ein Gefühl von Sicherheit, Struktur und Orientierung in einem Studium, das Unsicherheiten und Orientierungslosigkeit produziert. Mit der Selbstverständlichkeit des morgendlichen Herrichtens des Bettes verfasse ich abends meinen Tagebucheintrag. Ohne einen Eintrag kann der Tag kein Ende nehmen. Die mentale Verknüpfung des Tagebuchschriftens mit dem alsbald darauf erfolgenden Schlaf ist für mich mittlerweile so stark, dass ich einerseits, solange noch kein Eintrag verfasst ist, eine leichte innere Unruhe, so eine produktive Restlust verspüre, andererseits nach Beenden des Eintrags schlagartig noch müder werde und nur noch äußerst selten mit Schlafstörungen zu kämpfen habe. Tagesstrukturierung meint aber auch das Schreiben als Nivellierung des Tages: ob voller Ereignisse oder Langeweile, voller Freude oder Trauer – der Tagesabschluss bleibt das immer gleiche ruhig-bedächtige Schreiben. Wir mit dem Text und der Text mit uns.

Das Tagebuch als besseres Fotoalbum – Oder: einzigartige Retrospektive

Staubige Bilder aus dem Fotoalbum der Eltern, unscharfe Schnappschüsse vom ersten klotzigen Handy: mit äußerst hoher Zuverlässigkeit, uns zu amüsieren oder zu irritieren, begegnen sie uns manchmal. Wir entdecken auf ihnen Persönlichkeitsmerkmale, Äußerlichkeiten, Leidenschaften oder andere Menschen, die sich eventuell allesamt stark verändert haben oder aus unserem Leben verschwunden sind. Ein Sprichwort meint, dass ein Bild mehr als tausend Worte sagt. Ich schrieb über das Jahr viele Einträge, die wesentlich länger als 1000 Worte sind, aber diese in *einem* Bild abzubilden, wäre unmöglich. In mancher Hinsicht ist das Tagebuch wohl das bessere Fotoalbum. Die einzigartige Funktion des Tagebuchs besteht also zuletzt darin, Gegenwarten in ganz eigener Weise zu konservieren. Gegenwarten, die unser Gedächtnis in normalen Selektionsprozessen äußerst schnell wieder vergisst, die uns aber – wenn konserviert – eine äußerst spannende Retrospektive auf das eigene Leben eröffnen. Stell dir einmal vor, du könntest weder lesen noch schreiben. Dieser Text wäre eine wilde Ansammlung von kryptischen Strichen und Punkten – unvorstellbar, nicht? Das Tagebuch ermöglicht uns dieses „Unvorstellbare“, wenn auch in anderer Hinsicht. In ihm können wir von Tagen lesen, an denen unsere heutigen besten Freund*innen noch fremde Kommiliton*innen waren. Von Tagen, an denen gebrochene noch heile Herzen waren. Manchmal sogar von Tagen,

an denen verstorbene Menschen noch quicklebendig an unserer Seite weilten.

Doch unter welchen Bedingungen erfolgt diese einzigartige Konservierung der Gegenwart nun? Inwiefern – um an dieser Stelle auch an den Titel dieser Ausgabe anzuknüpfen – dokumentiere ich wahrheitsgetreu den Ablauf meines Tages? Tagebuchschriften erfolgt, so meine ich, in der Interdependenz eines Gegenwarts- und Retrospektivfokus und unter Einfluss von Paradoxien, die ich als Über- und Unterkompensationsparadoxon bezeichne.

Das Tagebuch als vages Buch?

Der **Gegenwartsfokus** meint die Selektion unseres täglichen Erlebnisstroms beim abendlichen Schreiben des Eintrages. Im Gegenwartsfokus stellen wir uns die Frage: „Was hat im Moment des Schreibens oder mit Blick auf den zurückliegenden Tag eine so hohe Relevanz, dass ich es gerne schriftlich festgehalten hätte?“ Neben dieser Relevanzfrage ist es etwas unerwartet Banales, das großen Einfluss auf das Niedergeschriebene hat: unser Erinnerungsvermögen. Wir schreiben auf, an was wir uns erinnern. Oder: an was wir uns *ohne große Mühe* erinnern können. Klar, wir erinnern uns eher an Relevantes als an Irrelevantes. Aber nicht alles, an was wir uns noch erinnern, ist zwingend allzu relevant. Der Zeitfaktor ist es, der unser Erinnerungsvermögen verzerrt. So schreibe ich öfter und detaillierter über mein Abendbrot als über mein Frühstück; mehr über Gespräche am Abend als am Vormittag; mehr über meine Gefühlslage der zweiten als der ersten Tageshälfte. Als ich beispielsweise anfang zu meditieren, fand diese große Lebensveränderung in meinem Tagebuch wochenlang nicht statt. Da ich direkt vor und nach dem Schlafen meditiere, also mit großem zeitlichem Abstand zum Tagebuchschriften, war die Meditation im Schreibprozess selten allzu gegenwärtig.

Was lässt sich noch zur Kongruenz aus Eintrag und sozialer Wirklichkeit meines Tages sagen? Wie genau spiegeln sich Tagesrelevanzen auch als Tagebuchrelevanzen? Meine Erfahrung zeigt: Tagesereignisse hoher Relevanz, die mich also massiv zeitlich, körperlich, intellektuell oder emotional beschäftigten, werden im Eintrag selbst nicht zwingend entsprechend stark berichtet, reflektiert und aufbereitet – oft passiert Gegenteiliges. Auch vom schmackhaftesten Essen bekommen wir irgendwann keinen Bissen mehr runter. Analog: auch die wichtigsten Tagesereignisse „sättigen“ mich manchmal so stark, dass sie in meinem Tagebuch dann kaum stattfinden. Ich möchte es das **Überkompensationsparadoxon** nennen. Ihm liegt oft – wenn auch nicht immer – ein Gefühl der Überfor-

derung zugrunde. Ich – so scheint es mir beim Lesen alter Einträge – erzähle manches lieber gar nicht oder bewusst nur elliptisch, anstatt in dem Versuch einer ausführlicheren Darstellung der Komplexität der Sache nicht gerecht zu werden. Opfer des Überkompensationsparadoxons sind meist tiefgründige Gespräche mit Freund*innen. Es quält mich manchmal, wie wenig ich diese Gespräche – trotz ihrer großen Bedeutung für mich – im Eintrag noch zu rekonstruieren vermag.

Im Tagebuch können aber auch ganze „Romane“ gedeihen, die gerade das zum Thema haben, was am Tage in meinem Kopf kaum oder keinen Platz fand. Das können kleinste Ereignisse sein, deren Bedeutung mir erst beim Tagebuchschriften genauer bewusst wird, aber auch verschiedenste Gedanken, die ich tagsüber nie hegen würde. Dies nenne ich das **Unterkompensationsparadoxon**. Grundlage hier ist also eine fehlende gedankliche „Sättigung“. Allgemeine Fragen über das Leben, das Studium, Familie, Freund*innenschaften, Beziehungen, individuell-gesundheitliche oder gesellschaftlich-politische Themen, nicht selten Tabus wie Schmerz- oder Kränkungerfahrungen, Trauer, Ängste oder andere übermäßige Gefühlsregungen. Auch Zufriedenheit, Stolz und Freude können manchmal nur bzw. zumindest im Tagebuch stattfinden.

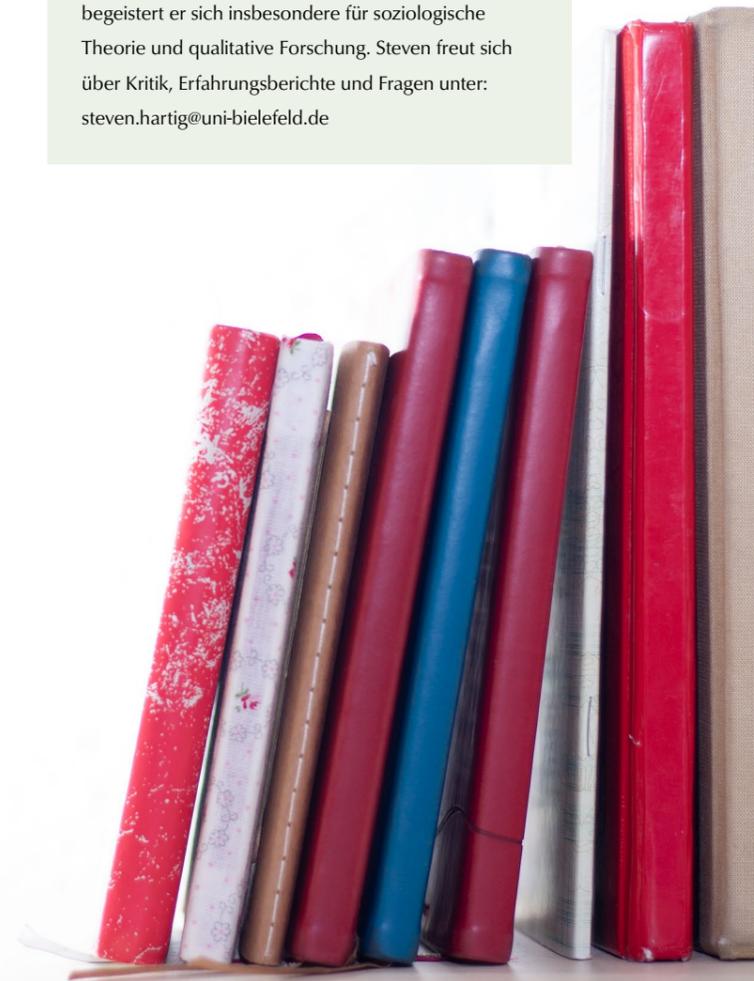
Was unser zukünftiges Ich mit all dem zu tun hat

Im **Retrospektivfokus** nun betrachten wir nicht den zurückliegenden Tag, sondern ältere Einträge – gemeint ist also jener forschend-neugierige Blick. „Oh, ein interessantes Gespräch, eine spannende Reise oder ein außergewöhnliches Ereignis!“ Wir lesen weiter und bemerken: „Hmm, das war jetzt aber detailarm. Worüber sprach ich denn mit Person X?“ Oder: „Gäh! Was ein langweiliger Eintrag. Das hielt ich damals für wichtig.“ Das Lesen alter Einträge verfeinert insofern die neuen Einträge. Der Retrospektivfokus schärft den Gegenwartsfokus, weil er uns vergegenwärtigt, dass sich unser *zukünftiges* für unser *heutiges* Ich interessiert.

Diese **Interdependenz von Gegenwarts- und Retrospektivfokus** raubt mir den Schlaf. Nicht weil sie mir Angst macht, sondern weil sie dafür sorgt, dass meine Einträge immer länger werden. Jede *nicht* dokumentierte Emotion oder Handlung, jedes *nicht* niedergeschriebene Ereignis oder Gespräch betrachte ich mit zunehmender Tagebuchpraxis immer argwöhnischer. „Heute findest du diesen Fakt irrelevant. Aber nächsten Monat oder nächstes Jahr?“ flüstert eine Stimme. „Ich notiere es ja schon“, antworte ich ihr dann ehrfürchtig.

Am Ende jedes Eintrages und auch am Ende dieses Textes steht die Einsicht, dass zwar nicht alles, aber hoffentlich doch das Wichtigste notiert wurde. Nichts scheint einfacher, erträglicher, verständlicher oder schöner zu werden, nur weil ich ein Tagebuch führe, behauptete ich am Anfang. Ganz so simpel gestaltet sich der Blick auf das Tagebuch dann doch nicht, wie ich hoffentlich zeigen konnte. Vielleicht sollte mensch das Tagebuchschriften wie eine (sehr barrierearme) Sportart betrachten. Am Ball – bzw. an Tastatur und Füllfederhalter – bleiben und kräftezehrende Durststrecken überstehen, ja, das muss mensch. Der Weg zum*r routinierten Tagebuchschriftener*in ist nicht nur steinig, sondern von allerlei Unwettern geplagt. Aber wenn ich eins gelernt habe, dann, dass es sich lohnt, ihn anzutreten. In der Hoffnung, dass ich deinen Blick auf das oft verklärte und mystifizierte Tagebuch weiten konnte, frage ich also abschließend: Was wirst *du* heute Abend in dein Tagebuch schreiben?

Über den Autor: Steven Hartig studiert im vierten Bachelor-Semester Soziologie und Linguistik. Aktuell begeistert er sich insbesondere für soziologische Theorie und qualitative Forschung. Steven freut sich über Kritik, Erfahrungsberichte und Fragen unter: steven.hartig@uni-bielefeld.de



Eine Kampfschrift für die Soziologie

VON MARVIN BRINKMANN

Dies richtet sich an Dich, den*die (angehende*n) Soziologe*in da draußen! Wie oft hast Du Deinen (Groß-) Eltern, Kommiliton*innen, Freund*innen oder flüchtigen Bekanntschaften schon erzählt, was Du machst und wie oft hast Du darauf schon leuchtende, vor Neugier strotzende Augen als Reaktion erhalten und als Antwort ein jauchzendes „ah, mhm.“? In vielen Ländern habe ich versucht, Menschen von der Soziologie als Wissenschaft zu überzeugen. Die meisten können mit dem Begriff nichts anfangen oder verstehen auch anfängliche Erklärungen nicht. Doch dies ist nicht der Moment, in dem Du resignieren darfst - nein, dies ist der Moment, den Du als Chance begreifen solltest, einem weiteren Menschen an dem wunderbaren Wissen soziologischer Erkenntnis teilhaben zu lassen.

Soziologie gestalten

Es gibt zufriedenstellendere Antworten auf die Frage: „Was machst bzw. was studierst du?“, zum Beispiel Mathematik, Chemie oder Physik. Unter den aufgezählten Disziplinen kann sich jede*r etwas vorstellen. Wieso kennt niemand die Soziologie? Wieso musst Du als Soziologe*in immer aus einer Rechtfertigungsposition für Dein Fach argumentieren? Weil Du keinem Menschen von der Soziologie erzählst! Die Soziologie ist, je nach Interpretation, um die 100 Jahre alt und damit historisch eine besonders junge Forschungsdisziplin (vgl. Kagan 2009: 128ff.). Natur-

lich ist eine antike Wissenschaft, wie die Mathematik, in ihren Methoden ausgefeilter und präziser. Doch Du bist ein Teil des Beginns der Etablierung einer Wissenschaft, eine Chance, die in anderen Disziplinen bei Weitem nicht so viele Möglichkeiten zulässt. Und als Teil dieser jungen Wissenschaft, liegt es auch an Dir, diese zu gestalten, sowohl praktisch, als auch in der Kommunikation nach außen! Noch dazu befindest Du Dich höchstwahrscheinlich an einer Universität, dessen erster berufener Professor ein Soziologe war – der Universität Bielefeld.

Die Arbeitswelt für Soziolog*innen

Vielfach wird von Soziolog*innen als überqualifizierten Taxifahrer*innen gesprochen, doch es gibt unglaublich vielseitige Arbeitsfelder, ob in Instituten, Stiftungen, Verbänden, Parteien, Gewerkschaften, Ämtern, der Wissenschaft oder einfach in der freien Wirtschaft, z.B. in der Marktforschung, im Personalwesen oder der Beratung. Zudem geht der Trend in der Wirtschaft bereichsübergreifend derzeit in Richtung der Datensammlung und Big Data Analysen. Letztlich werden hierbei meistens Daten vieler Menschen erhoben und analysiert. Informatiker*innen und Data Scientists werden selten allein zum tatsächlichen Verstehen solcher Daten beitragen. Hierzu benötigt es auch das Wissen um Theorien sozialer Phänomene sowie zu Stichproben- und Messfehlern oder kausaler Inferenz. Hier kommst Du als Soziologe*in ins Spiel. Im weiteren

Verlauf wird Kritik an den Sozialwissenschaften auch der Soziologie, die als Teil dieser gilt, geäußert.

Verhältnis von Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften – Experimente und Ethik

Experimente mit Menschen stehen, nicht zuletzt seit den Untersuchungen am Menschen im dritten Reich sowie anschließend bis in die 60er Jahre, unter erhöhten ethischen Bedenken. Experimente, die in der Medizin mit in Käfigen gesperrten Mäusen durchgeführt werden, wären undenkbar am Menschen auf diese Weise durchzuführen. Da in der Soziologie Menschen (individuell oder aggregiert) untersucht werden, ist der Zugang zu Experimenten, ausgenommen Feld- oder Quasi-Experimente, größtenteils verwehrt. Die ethischen Bedenken bezüglich der mentalen und physischen Sicherheit führen die Sozialwissenschaften, eher als die Naturwissenschaften, als Subjekt von Restriktionen der freien Wissenschaft ein (vgl. Boutellier et al. 2011: 5). Für naturwissenschaftlichen Phänomenen gibt es keine ethischen Werte (vgl. Kagan 2009: 57f.). Zudem gelten (Labor-)Experimente, als Methode, oft als Herzstück vieler (Natur-)Wissenschaften. Die geringe Möglichkeit für experimentelle Zugänge in den Sozialwissenschaften führt dazu, dass deren Ergebnisse auf einem vermeintlich unsichereren und anfechtbareren Fundament fußen, als die Naturwissenschaften (vgl. Mayntz 2005: 13).

Die Wissenschaft menschlichen Verhaltens

Mit Experimenten (zum Beispiel in einem Vakuum in einem Experiment in der Chemie) können unter Laborbedingungen, das heißt unter Kontrolle eines Großteils aller äußeren Umstände, annähernd exakte Messungen vollzogen werden. Messungen in den Sozialwissenschaften entstehen jedoch in unkontrollierbaren Kontexten (vgl. Kagan 2009: 4). Die soziale Welt ist deutlich irrationaler. Während empirische Daten in der sozialen Welt in der Regel zeitveränderlich sind, da sie lediglich kulturelle bzw. historische Momentaufnahmen sind, siedet Quecksilber auch noch in 100 Jahren bei 356,7° Celsius. Die Zeitveränderlichkeit stellt keine prinzipielle Grenze der Erfassbarkeit dar, jedoch sollten nach Mayntz (vgl. 2005: 7) zeitveränderliche Daten eher auf ihre Wandlungsprozesse hin untersucht werden, als auf allgemeingültige Eigenschaften von Phänomenen. Außerdem würde die exakte Vorhersage menschlichen Verhaltens zu einem großen Aufschrei führen, da dies den freien Willen negieren würde. Eine vermeintlich exakte Vorhersage der Fallge-

schwindigkeit eines Apfels stünde weniger in Erklärungsnot, da dadurch nicht die menschliche Existenz in Frage gestellt würde. Weiterhin muss berücksichtigt werden, dass sich Menschen, im Vergleich zu Molekülen, anders verhalten, wenn sie wissen, dass sie beobachtet werden. Eine exakte Vorhersage menschlichen Verhaltens würde folglich, in seinem Wissen über die exakte Vorhersage seines Handelns, wieder beeinflusst werden. Oder integriert eine exakte Vorhersage über menschliches Verhalten und Handeln auch das Wissen der Menschen über eine solche Vorhersage? So oder so, das Ziel der Soziologie darf und kann daher immer nur Approximation sein.

Probabilistische vs. Deterministische Wissenschaften

Ein weiterer Unterschied der Soziologie gegenüber den deterministischen Naturwissenschaften mag darin liegen, dass Ergebnisse stets probabilistisch, also wahrscheinlich, sind. In den Naturwissenschaften wird hingegen mit der Beobachtung kausaler Sätze hantiert, um Vorhersagen treffen zu können und daraufhin Phänomene logisch verstehen und allgemeingültige Regeln erstellen zu können, die dann wieder in Beziehung zu anderen Variablen gesetzt werden. Doch in der Soziologie wird nicht anders gearbeitet (vgl. Boda 2015: 2). Der Unterschied probabilistischer Kausalschlüsse ist lediglich jener, dass die Fehlbarkeit mitangegeben wird. Eine Signifikanz von .01 gibt dabei nur an, dass dieses Ergebnis zu 1%, folglich in einem aus 100 Fällen zufällig sein könnte. Auch die Naturwissenschaften hantieren mit Wahrscheinlichkeiten, zum Beispiel in der Quantenphysik oder der Genetik (vgl. Lakatos 1978: 55ff.). Zumal auch die Physik oder die Biologie nur mit Annäherungen an Naturgesetzen arbeiten, die niemals alle Aspekte eines Phänomens berücksichtigen und genauso widerlegt werden können und der Ursprung von Dingen auch hier eine Beobachtungswissenschaft ist. Naturwissenschaften beanspruchen damit lediglich höhere Verlässlichkeit in ihren Ergebnissen, aber erhalten letztlich genauso wenig tatsächliche Wahrheiten oder Gewissheiten wie die Sozialwissenschaften. Der Unterschied liegt darin begründet, dass Naturwissenschaften diese Fehlbarkeit oft nach außen nicht kommunizieren. Ihre Ergebnisse wirken so standhafter. Der Philosoph Immanuel Kant beschreibt jedoch, dass tatsächliche Wahrheit, die reine Erkenntnis und somit Wissen über die objektive Welt stets eine unerreichbare Maxime bleiben wird, da wir immer nur subjektive Erscheinungen der objektiven Welt betrachten können (vgl. Kant 1974; [1781]). Wissenschaftliche Erkenntnis ist demnach immer fehlbar.

Höhere Komplexität der Sozialwissenschaften?

Die diskursiven Sozialwissenschaften stehen den Naturwissenschaften besonders in deren Liebe zu Zahlen entgegen, sofern man einmal die mathematisch-komplexen, statistischen Errungenschaften sozialwissenschaftlicher Methodologie ausschließt. Zahlen beziehungsweise räumlich-logisches und besonders mathematisches Kombinationsvermögen werden gesellschaftlich meistens synonym mit Intelligenz verstanden. Sicher benötigt es einen immens hohen Intellekt, sich alle Formeln und Gesetzmäßigkeiten des Fachs anzueignen und damit sicher umgehen zu können, aber die Chemie oder die Physik sind geschlossene Systeme. Wer sich auf diesem Niveau bewegt, steht auf einer großen Basis von scheinbar deterministischen Gewissheiten. Doch wie steht es um das Wissen offener, sich stets verändernder Systeme wie Gesellschaften? Zur Analyse von Symbolen und Kulturen, werden zunächst Interpretationen dieser erfordert (vgl. Boutellier et al. 2011: 5), da sie sich als Konzepte, durch den Konstruktcharakter von Werten, Ideologien, sozialem Verhalten uvm. (vgl. Mayntz 2005: 7), fundamental von naturwissenschaftlichen Konzepten unterscheiden (vgl. Kagan 2009: 104). Benötigt es daher nicht eine viel höhere Auffassungsgabe, sich in einer probabilistischen Wissenschaft zielsicher zu bewegen und Dinge miteinander zu verknüpfen? Ist es nicht viel leichter Ordnung in Zahlen zu finden, als in Texten? Zudem werden Disziplinen mit vielen, kleinen Clustern (wie die multiparadigmatischen Sozialwissenschaften) in der Regel komplexer eingestuft, als die Chemie oder die Physik (vgl. Jaffe 2014: 7). Anscheinend offenbarte der Physiker Max Planck, dem Sozialwissenschaftler John Maynard Keynes, dass er sich in kürzester Zeit problemlos die komplette mathematische Ökonomie aneignen könne, wohingegen ihm die Logik, Intuition und Menge an Tatsachen der Sozialwissenschaften, von denen viele probabilistisch seien, zu kompliziert wären (Keynes 1951: 158f.). Das Verlangen nach eindeutigen Antworten führte Max Planck zur Kapitulation vor der Komplexität der Sozialwissenschaften.

Multiparadigmatisch

Eine einzige, übergeordnete, sozialwissenschaftliche Theorie würde nur die Perspektive einer Gruppe von Personen widerspiegeln. Ein solcher Ansatz würde dem multiparadigmatischen Ansatz (vgl. Kagan 2009: 214ff.; Burzan 2019: 28f.) der Sozialwissenschaften zuwiderlaufen. Eine multiparadigmatische Wissenschaft wie die Soziologie benötigt wesentlich mehr Vernetzungsdanken, als die Biologie mit ihrem evolutionstheoretischen Ansatz.

Dass die Naturwissenschaften mit weniger Paradigmen auskommen, liegt an ihren historischen Eigenheiten. So verband James Clerk Maxwell beispielsweise die Elektrizitätslehre und den Magnetismus zum Elektromagnetismus oder Albert Einstein überführte die Gravitationsgesetze und seine spezielle Relativitätstheorie in die allgemeine Relativitätstheorie (vgl. Popper 2005; [1994]: 28). Zur objektiven Beobachtung und Untersuchung sozialwissenschaftlicher Phänomene müssen hingegen wesentlich mehr Vorüberlegungen getroffen werden, wodurch die Reflektion über das tatsächliche Durchführen gefördert wird. Die Natur lässt sich meist leichter und ohne Mitbetrachtung und Rückbezug auf den Menschen untersuchen. Der Mensch ist in den Sozialwissenschaften sowohl Subjekt als auch Objekt, wenn er forscht, was nicht zuletzt durch die kritische Theorie (vgl. Horkheimer 1968) fest im sozialwissenschaftlichen Forschungsprogramm verankert ist. Die Naturwissenschaften erzeugen zwar regelmäßig anscheinend allgemeingültige Gesetze, doch sind diese in nicht-mechanischen, offenen Systemen zu kurz gedacht und deshalb immer Kritik ausgesetzt. Mechanische und dabei deterministische Kausalaussagen darüber, dass sich Menschen bei Demonstrationen sowohl in der Antike, als auch in der Moderne, sowohl in Ruanda, als auch in Berlin, immer auf dieselbe Art und Weise verhalten würden, sind nicht haltbar (vgl. Dilthey 1883; [1973]: 19f.). Allgemein werden sozialwissenschaftliche Ergebnisse deutlich häufiger diskutiert und hinterfragt (vgl. Boda 2015: 9). Kritik kann zwar den Fortschritt blockieren, aber mehr Kritik führt auch zu intensiverer Beschäftigung mit einem Phänomen und somit zu einem erhöhten Niveau an Wissenschaftlichkeit.

Außendarstellung der Soziologie

Das Problem ist die Außendarstellung der Soziologie. Naturwissenschaftliches Wissen wird im Alltag häufig allgemein als hochwertigeres Wissen eingestuft. Daran haben auch die Soziolog*innen Schuld, indem sie dieses Narrativ reproduzieren. So suchen ihre eigenen methodischen Ansätze oft die Nähe zu naturwissenschaftlichen Methoden, um in ihrem eigenen Fach höhere Akzeptanz zu erhalten. Dabei sind vielleicht die Sozialwissenschaften, wie die Soziologie diejenigen Disziplinen, die eine höhere Komplexität abbilden. Zwar fußen die Ergebnisse nicht auf experimenteller Basis, doch auf der anderen Seite sind Zahlen letztlich auch nur eine Reduktion von Komplexität. Zudem sind hohe Transparenz und stärkere Angabe der Fehlbarkeit von Ergebnissen Eigenschaften für gute Wissenschaft. Die strenge, deterministische Zuschreibung

in den Naturwissenschaften lässt eine Fehlbarkeit, die dem Grad der Sozialwissenschaften entspricht, nicht zu. Fehlbarkeit ist zwar ein wissenschaftliches Gütekriterium, jedoch wirkt ein Fehlereingeständnis in seiner Außenwirkung als Schwäche. Dass Souveränität und Stärke durch das Ausbleiben von Fehlereingeständnissen erlangt werden kann, hat nicht zuletzt auch der amerikanische Präsident Donald Trump bemerkt. Wenn das Prädikat „hard science“ unter dieser Perspektive betrachtet wird, dann lässt es sich den Naturwissenschaften zuschreiben.

Kampf für die Soziologie

In der Soziologie besteht außerordentlich viel Gestaltungsspielraum, sowohl in einzelnen Forschungsfeldern, als auch in der Außendarstellung für den Studiengang. Soziolog*innen bauen zwar keine Häuser, transportieren keine Waren oder verkaufen keine Nahrungsmittel, aber sie erkennen gesamtgesellschaftliche Probleme und finden auch Lösungswege, um diese anzugehen. Viele Soziolog*innen entwickeln auf Basis von repräsentativen Studien politische Programme zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts, mit deren Hilfe zum Beispiel unterrepräsentierten Bevölkerungsgruppen zu breiterer Öffentlichkeit verholfen werden kann oder diese besser verstanden werden können. Solche kalkulativen oder interpretativen Praktiken, zur Umsetzung politischer Programme, werden deshalb auch als „Technologien des Regierens“ (Rose/Miller 1992: 183) verstanden. Wenn Dich also jemand fragt, was Du als Soziolog*in machst, dann kannst Du entgegenen, dass Du sein* ihr Leben besser machst. Sei Teil der Gestaltung einer großartigen Wissenschaft und etabliere sie in der Gesellschaft. Schließlich erforscht Du sie – wer sollte es besser können.

Soziolog*innen werten ihre Tätigkeit häufig in Auseinandersetzungen mit Akteuren*innen anderer Wissenschaften ab. Sie vermitteln dies zudem, aus eigener Erfahrung, an künftige Soziolog*innen weiter. Doch dies richtet sich nicht als Kampfansage gegen die Naturwissenschaften, sondern als Kampfansage für die Sozialwissenschaften, für die Soziologie! Dies ist der Aufruf an alle praktizierenden Soziolog*innen sowie alle Anwärter*innen auf soziologieausübende Arbeitsverhältnisse. Seid Soziolog*innen aus Überzeugung!

An dieser Stelle gilt mein Dank Konstantin Kordges.

Literaturverzeichnis

Baliotti, S.; Mäs, M.; Helbing, D. (2015): On Disciplinary Fragmentation and Scientific Progress. *PloS One* 10 (3).

- Boda, D. (2015): Natural and Social Sciences: Similarities and Differences. Prejudices of a Natural Scientist. Online unter: http://www.kx.hu/kepek/iask/tanulmanyok/Talk_Natural_vs_Social_20151013.pdf, zuletzt am 30.11.2018 um 15:34 Uhr.
- Boutellier, R.; Gassmann, O.; Raeder, S. (2011): What is the Difference Between Social and Natural Sciences? Online unter: https://www.collier.sts.vt.edu/sciwrite/pdfs/boutellier_2011.pdf, zuletzt am 26.01.2019 um 12:02 Uhr.
- Burzan, N. (2019): Über eine multiparadigmatische Soziologie. *Forum der deutschen Gesellschaft für Soziologie*. Vol. 48 (1), Campus: Frankfurt/New York, S. 28 – 36.
- Dilthey, W. (1883; [1973]): *Gesammelte Schriften*. Band I: Einleitung in die Geisteswissenschaften: Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte. (Gründer, K. [Hg.]). 7. überarb. Auflage. Stuttgart [u.a.]: Teubner.
- Horkheimer, M. (1968): *Kritische Theorie der Gesellschaft*.
- Jaffe, K. (2014): Social and Natural Sciences Differ in Their Research Strategies, Adapted to Work for Different Knowledge Landscapes. *Plos One* 9 (11).
- Kagan, J. (2009): *The Three Cultures: Natural Sciences, Social Sciences, and the Humanities in the 21st Century*. Cambridge: University Press.
- Kant, I. (1974; [1781]): *Kritik der reinen Vernunft*. Werkausgabe Band III; (Weischedel, W. [Hg.]). Frankfurt am Main: suhrkamp.
- Keynes, J. M. (1951 [1924]): *Alfred Marshall: 1842-1924. Essays in Biography*. London: Rupert Hart-Davis, 161-231.
- Lakatos, I. (1978): *The Methodology of Scientific Research Programmes*. Ed. by John Worral and Gregory Currie. Cambridge: *Philosophical Papers* Vol. 1.
- Mayntz, R. (2005): *Forschungsmethoden und Erkenntnispotential. Natur- und Sozialwissenschaften im Vergleich*. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung.
- Popper, K. R. (2005; [1994]): *Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik*. 2. Aufl. München: Piper Verlag.
- Rose, N.; Miller, P. (1992): *Political Power Beyond the State: Problematics of Government*. *The British Journal of Sociology*, Vol. 43(2), pp. 173-205.

Über den Autor: Marvin Sven Marcus Brinkmann, geboren in Villingen im Schwarzwald, studierte Soziologie, Politikwissenschaften und Betriebswirtschaftslehre an der Martin-Luther Universität in Halle-Wittenberg und ist aufgrund seiner Bachelorarbeit, bei der er die Praxis des Theoretisierens von Niklas Luhmann analysiert hat, zum Masterstudium der Soziologie nach Bielefeld gekommen. Seine Forschungsschwerpunkte sind Wissenschaftstheorie, Quantitative Methoden der Sozialforschung und soziale Ungleichheit.

Wo ist das?

**Nein, wir haben nichts verloren, aber wir dachten uns:
Wir lassen Euch trotzdem suchen. Wer findet die auf den Fotos
abgebildeten architektonischen Meisterwerke dieser Uni?**

Falls Ihr glaubt, einen fotografierten Ort zu erkennen, dann ordnet diesen den auf der Karte markierten Standorten zu. Hierzu verbindet einfach das Foto mit den Punkten auf der Karte. Wenn Ihr alle Fotomotive gefunden habt, macht Ihr ein Foto von dieser Seite, oder scannt sie ein, sodass alle Eure Antworten sichtbar sind. Sendet dieses bis zum **17. Juni 2019** per Mail mit dem Betreff „Wo ist das?“ an sozusagen@uni-bielefeld.de. Unter den Einsendungen, bei denen alle Motive korrekt verortet sind, verlosen wir Anfang Juli einen kleinen Preis. Ob Ihr gewonnen habt und wo Ihr den Preis abholen könnt, teilen wir Euch per Mail mit. Teilnehmen dürfen ausschließlich Studierende der Uni Bielefeld. Mehrfacheinsendungen der gleichen Person werden nicht berücksichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Viel Spaß und Erfolg beim Erkunden des Universitätsgeländes wünscht Euch
Eure **sozusagen**-Redaktion!

Karte © OpenStreetMap-Mitwirkende
Fotos © sozusagen-Redaktion



Forschungsgebietsforschung

Protokoll des Kongresses zur Forschungsgebietsforschung
vom 25.08.1985 in der Universität Großpöhlstätt

VON STEFAN F. GEISLER

Exponat Nr.: 10.299. Tonband. Dauer: 5:56 Min. Datierung: 25.08.1985. Fragment des Mitschnitts einer Fachtagung zum Thema „Forschungsgebietsforschung“.

Prof. Laurentius: Verehrte Kollegen und Kolleginnen, die Forschungsgebietsforschung ist, wie Sie alle wissen, ein noch sehr junges Forschungsgebiet, das interdisziplinär alle Forschungsgebiete in den Blick nimmt. Am Anfang stand die Gebietsforschung. Als Delauday 1960 fragte, was ein Gebiet sei, ahnte er sicher nicht, welche Früchte diese sich so simpel ausnehmende Frage tragen würde. Die Gebietsforschung war geboren. Und als Nelsonay 1970 in seinem Gebiet der Gebiets-Linguistik darauf kam, dass die Gebietsforschung als Forschungsgebiet auch Forschungsgebiete unter die Lupe nehmen müsse, war die Forschungsgebietsforschung geboren. Und nun stehe ich hier, als Konservativer, als Revisionist verschrien, weil ich unsere Disziplin rückabwickle und frage: Ist die Forschungsgebietsforschung nicht auch eine Gebietsforschung? Als Taschenspieler und Sophist bezeichnet, möchte ich darlegen, warum ein Unterschied zwischen den Fragen besteht, ob die Gebietsforschung auch eine Forschungsgebietsforschung und die Forschungsgebietsforschung auch eine Gebietsforschung ist.

Prof. Aquinume: Ihre Darlegungen zu diesem Thema sind uns hinreichend bekannt, Herr Kollege, und ich, als Forschungsgebietsethiker möchte sagen, dass Sie sich auf Irrwege begeben. Die Rückabwicklung der Forschungsgebietsforschung zur Gebietsforschung entzieht allen Forschungsgebietsgebieten den Nährboden und erklärt sie für null und nichtig. Sie wollen Ausdifferenzierungen rückgängig machen, die sich nicht mehr zurücknehmen lassen.

Frau Dr. Winckelburg: Wenn ich da die Position der Kunstwissenschaft...

Prof. Nomsky: Ja, ja, Frau Kollegin; zu gegebener Zeit. Als jemand, den Sie, Professor Laurentius, in Ihren einleitenden Worten indirekt genannt haben, nämlich als Forschungsgebiet-Linguist, möchte ich mich den Ausführungen des Kollegen Aquinume anschließen. Wollen Sie die Fortschritte, die auf allen Forschungsgebieten durch die Forschungsgebietsforschung gemacht wurden, zurücknehmen, wollen Sie sagen: „Nein, wir müssen umkehren“? Wollen Sie sich wieder auf den Acker stellen und sagen: „Dies ist ein Gebiet und das untersuche ich, wie Delauday es getan hat?“ Delauday hat seine Gebietsforschungen doch lediglich als Nebenprodukt gesehen, das hat Roloray in seiner aktuellen Studie eindrucksvoll gezeigt. Wir haben doch Delauday erst zu dem gemacht, als der er heute angesehen wird.

Prof. Luhdorno: Also, da hält es mich als Forschungsgebietssoziologen wirklich nicht mehr auf dem Sitz! Eben weil Delauday für Sie alle eine periphere Figur zu sein scheint, ist es wichtig, ihn als Ausgangspunkt unserer Disziplin wieder in den Blick zu nehmen. Wenn ich die Schriften aller Anwesenden einmal flüchtig durchblättere, fällt mir auf, dass Sie gerade die gebietssoziologischen Publikationen Delaudays zum Großteil gar nicht kennen. Seine Ausführungen zur Wechselwirkung von Seele und Quadratmeter, seine präzisen Argumentationen in der Debatte um Mensch und Vierkanthöfe, über all das herrscht bei Ihnen ein beschämendes Unwissen!

Prof. Nomsky: Frechheit!

Prof. Luhdorno: Das sagt ja der Richtige!

Frau Dr. Winckelburg: Es gibt da eine interessante Skulptur von...

Prof. Freudlos: Ja, ja, Frau Kollegin, zu gegebener Zeit. Meine Herren, als Gebietspsychologe kann ich Prof. Luhdorno nur beipflichten. Hinweise auf die Auswirkungen von runden Teppichen auf die psychische Konstitution des Menschen vermisste ich in Ihren Darlegungen ebenfalls. Wenn Prof. Laurentius eine kritische Rückkehr zu Delauday fordert, so kann das für Sie alle nur ein Bildungsgewinn sein.

Prof. Nomsky: Hört hört!

Prof. Laurentius: Es geht mir ja gar nicht um eine Negation, sondern...

Prof. Kantietzsche: Wenn ich mich als Forschungsgebiet-philosoph da einschalten darf. Den Begriff des Gebietes gab es schon in der Antike und auch Reblaus von Thales hat bereits über die Zusammenhänge zwischen Gebieten und Denken sinniert. Ich glaube, Sie verbeißen sich viel zu sehr in Delauday. Es fehlt Ihnen an historischer Weitsicht. Geronimus von Wankelbu hat

schon 1566 geschrieben: „Drum lasset Gebiete nicht zum Ausgangspunkte einer poetischen Sonderbarkeit werden, sondern wendet euch ihnen als Bäder der Geistwellen zu.“ Wir haben also schon hier eine Forderung, Gebiet und Denken in einen Kontext zu setzen. Aber wo ist Geronimus in Ihren Publikationen?

Prof. Luhdorno: Sie vergessen, dass er der Strömung der Karsalither angehörte und sich mit allen Leuten seiner Zeit überworfen hatte. Die Gedanken eines, wie man heute weiß, syphilitischen Dachkammerbewohners, der sich unter einem Pseudonym mit pornographischen Erzählungen über Wasser hielt, sind als Randnotiz sicherlich nicht uninteressant, reichen aber nicht aus, um Forschern, die ich nicht nennen möchte, Unwissenheit vorzuwerfen.

Prof. Kantietzsche: Sie bezeichnen Geronimus als irrelevant?!

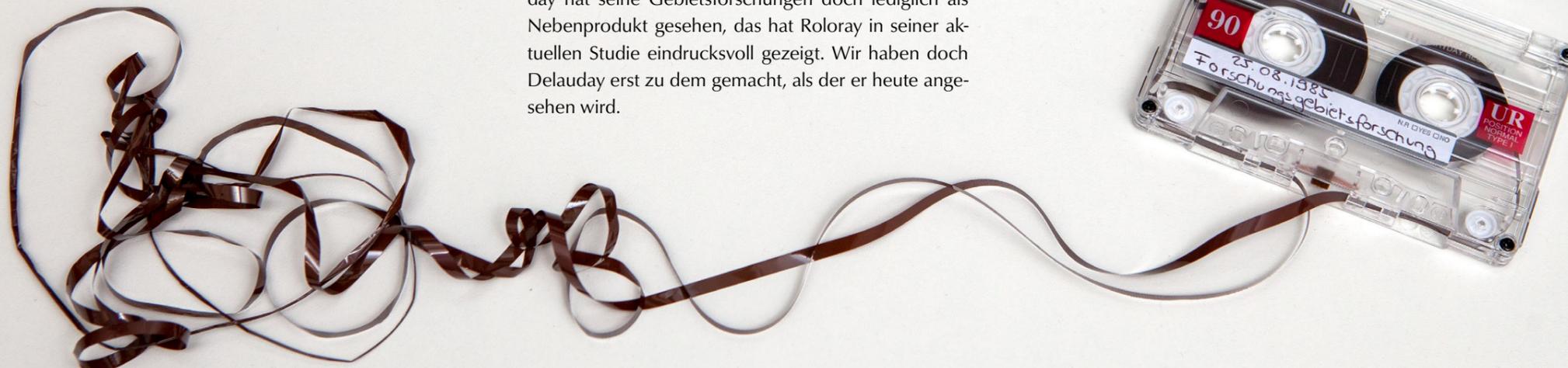
Prof. Luhdorno: Ja.

Prof. Kantietzsche: Na, dann können Sie Hartmuth von Prasselsburg und Weberpether von Fichtensack ja gleich mit ins Feuer werfen, weil wir es gerade ihnen verdanken, auch das Randgebiet in den Blick zu nehmen, ohne das die Forschungsgebietsforschung gar nicht denkbar wäre. Das ist sehr kurz gedacht, Herr Kollege, sogar fatal kurz gedacht.

Prof. Momwehlsen: Mit Verlaub, mir platzt gleich der Krage! Ich, als Forschungsgebietshistoriker, frage: Wo bleibt da die Interdisziplinarität? Die Forschungsgebiete der Forschungsgebietsforschung sind doch derart mannigfaltig, dass alle hier zu Gehör gebrachten Argumentationen nur die Interessen von Splittergruppen befriedigen. Ich stimme Ihnen zu, Herr Professor Kantietzsche, es herrscht eine beschämende Unkenntnis über die historischen Ursprünge der Forschungsgebietsforschung, aber die Kritik muss noch weitergehen. Wo zum Beispiel bleibt der Name Fredaulay? Es war doch Fredaulay, der 1977 auf einer Fachtagung französischer Gebietsforscher forderte: „Jedes Gebiet hat ein Recht, erforscht zu werden!“ Aber wo sind sie denn, die Außenbezirke unserer Disziplin?

Frau Dr. Winckelburg: Sicherlich hat die Kunst hier die Möglichkeit, fusionierend zu wirken. Es gibt ein Tryptichon der Malerin...

Prof. Kantietzsche: Ja, ja, Frau Kollegin; das hilft uns jetzt wenig. Der Punkt, an dem wir stehen, ist schlichtweg die Frage: Wo ist das Gebiet in der Gebietslandschaft? Will meinen: Wo ist das einzelne Gebiet in einer pluralistischen Milchstraße unzähliger Gebiete? Denken Sie an das Bonmot von Glonolay: „Das Gebiet ist nie der Ort, über den ich gebiete, sondern der, an dem ich



Gebotenes erfahre.“ Ich vermisse da einen generellen Blick über den Tellerrand, eine fundamentale Wende.

Prof. Luhdorno: Aber dafür muss doch erst eine Grundlage geschaffen werden! Sie stellen sich hin, Herr Kollege, und propagieren und verkünden. Das muss doch alles erst auf systematische Füße gestellt werden. Das Gebiet ist im Umbruch, dem will ich gerne zustimmen, aber deshalb sollten wir nicht voreilig sein.

Prof. Kantietzsche: Wenn man mich nicht ausreden lässt...

Prof. Momwehlsen: Klartext, meine Herren! Fredalay hat erst im letzten Jahr aus gegebenem Anlass gesagt: „Gebiete müssen permanent von Gebietern befreit werden, sonst entstehen Gebote, die das Gebotene überlagern.“

Prof. Kantietzsche: Danke, dass Sie das sagen!

Prof. Freudlos: Aber wie machen wir das? Schon Folonay wusste, dass die Größe eines Gebietes die Sicht auf seine Teilgebiete verstellen kann. Wir müssen also in umgekehrter Dialektik fordern: Kehren wir vom Großen zum Kleinen zurück. Und nicht nur vom Gebiet zum Teilgebiet, sondern auch vom Teilgebiet zum Mikrogebiet und vom Mikrogebiet zum Nanogebiet.

Prof. Laurentius: Das ist Revisionismus! Schämen Sie sich!

Prof. Freudlos: Ich muss doch sehr bitten! Wer die Rückkehr zur Genauigkeit als Revisionismus bezeichnet, dem kann ich nur Barbarentum unterstellen!

Tumult.

Prof. Kantietzsche: Ich rufe zur Mäßigung auf, meine Herren!

Prof. Luhdorno: Ha, das können Sie, zur Mäßigung aufrufen! Sie stehen auf Ihrer hohen Warte und propagieren das Maß aller Dinge ohne jede empirische Datenerhebung!

Prof. Momwehlsen: Ha, diesen Vorwurf führt jemand im Munde, der beim kleinsten Gedanken gleich vom Boden abhebt und ein neues Gesellschaftsmodell ausruft!

Prof. Aquinume: Ha, das sagt ein Fetischist des grausamen Mittelalters, der mehr über Folterinstrumente weiß als über die Probleme der Gegenwart!

Prof. Nomsky: Ha, das sagen Sie als jemand, dessen Forschungsgebiet sich so präzise beschreiben lässt wie das linke Auge eines Neandertalers!

Prof. Freudlos: Ha, das sagen Sie Haarspalter, der den Satz vor lauter Silben nicht sieht.

Prof. Laurentius: Ha, das sagt der Meister innerer Verknotungen, an denen immer die Eltern schuld sind!

Plötzlicher, sowie handgreiflicher Verlust gebildeter Umgangsformen.

Frau Dr. Winkelburg: Schon Geronay hat das Archaische der Gebietsforschung angesprochen. In privaten Aufzeichnungen, die im letzten Jahr publiziert wurden, beschreibt er die Forschungsgebietforschung als Hai-fischbecken und Minenfeld und eröffnet damit einen Gewaltkurs, der in dieser Diskussion bisher nicht berücksichtigt wurde. Ich möchte mir erlauben, das Bonmot anzuführen: Wer seinem Hang zum Gebieter nachgibt, verlässt das Gebiet, auf das er gebeten wurde.

Prof. Laurentius: (aus dem Handgemenge heraus) Bleiben Sie sachlich, Frau Kollegin! Wenn eines dem Sturm der Gezeiten trotz, dann ist es die wissenschaftliche Objektivität! Beteiligen Sie sich wacker an der gerade laufenden Auseinandersetzung oder schweigen Sie!

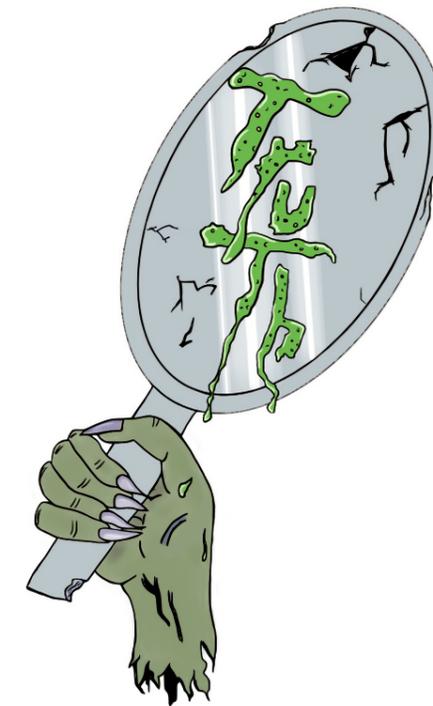
Frau Dr. Winkelburg: Ich...

Ende des erhaltenen Mitschnitts. Weitere Mitschriften oder Tonaufzeichnungen dieser Tagung sind verschollen.



Die Wahrheit ist nicht immer schön

VON SVENJA FALKOWSKI



Forschung selbst organisieren!

Einblicke in die Forschungsgruppe ORDEX

Kennt Ihr das? Für die Hausarbeit habt Ihr Euch in ein Thema eingelesen, eine spannende Forschungsfrage gefunden, Euch ausführlich in eine (oder mehrere?) Methode(n) eingearbeitet: Endlich kann die eigene Forschung beginnen! Also, weiter Theorien pauken, Daten erheben, auswerten, erste eigene Schlüsse ziehen – und gerade, wenn es spannend wird, kommt die Deadline um die Ecke. Also: Arbeit abgeben ... weiter zur nächsten Hausarbeit – und das Karussell beginnt von vorn. Muss das so sein? Dass es auch anders geht, zeigt die Forschungsgruppe ORDEX. Wir haben uns mit Kata und Konstantin getroffen, um zu erfahren, wie ORDEX entstanden ist und wie sich die Forschungsgruppe selbst organisiert.

sozusagen: Was ist denn ORDEX? Wofür steht das?

ORDEX: ORDEX, das ist ein verkürzter Titel und steht für Organisation, Dauer und Eigendynamik von Gewalt. Also das X steht stellvertretend für die empirischen Fälle, die wir bearbeiten wollen. Das hat jetzt keine eigene Bedeutung nochmal. Wir sind eine statusgruppenübergreifende, selbstorganisierte Forschungsgruppe.

sozusagen: Wie ist die Forschungsgruppe denn entstanden?

ORDEX: Die Forschungsgruppe ist aus einer Studiengruppe heraus entstanden. Anfang 2013 ist die Studiengruppe aus einem Seminar und dem gemeinsamen Interesse gewaltsoziologische Texte zu diskutieren, von mehreren Bachelor- und Masterstudierenden und einem wissenschaftlichen Mitarbeiter hier in der Uni Bielefeld, gegründet worden. Thomas Hoebel ist der wissenschaftliche Mitarbeiter, der ist mittlerweile aber nicht mehr in Bielefeld an der Uni, sondern am Hamburger Institut für Sozialforschung. Die haben dann eine Forschungsgruppe ins Leben gerufen, um die Pariser Attentate zu erforschen und Ende 2015 mehrere Praktika für Bachelorstudierende ausgeschrieben. Im Laufe der Zeit hat sich die Gruppe dann noch ein bisschen verändert. Mittlerweile sind wir nur noch Masterstudierende und wissenschaftliche Mitarbeiter*innen. Und auch nicht mehr nur in Bielefeld, sondern auch zum Teil in Hamburg, zum Teil in Hannover und Osnabrück. Aber der Kern ist bisher immer in Bielefeld gewesen.

sozusagen: Was war der Anlass, dafür die Forschungsgruppe ins Leben zu rufen?

ORDEX: Das war Ende 2015, da gab es im November die Anschlagserie in Paris im Bataclan und am Stade de

France. Das war der Moment, wo die Studiengruppe gesagt hat: das interessiert uns, da wollen wir eigentlich viel mehr drüber erfahren. Die Gruppe hat aber auch gemerkt, wir haben aber nur begrenzte Kapazitäten, das zusätzlich zum Studium zu machen, deswegen wurde dann die Forschungsgruppe mit den Praktikumsplätzen für Bachelorstudierende ins Leben gerufen. Dann haben wir erstmal versucht eine Rekonstruktion der Ereignisse von Paris vorzunehmen. Das war unser Forschungsprojekt und ist es auch immer noch. Das war so der Startpunkt.

sozusagen: Ihr sagt, Ihr seid eine „selbstorganisierte Forschungsgruppe“. Wer organisiert sich bei Euch selbst?

ORDEX: Wir haben eine flache Hierarchie. Es gibt keine Person, die konkret das Sagen hat. Oder wie mensch das bezeichnen möchte. Jede*r nimmt sich eben die Aufgaben, die er*sie gerne machen möchte, und die Verantwortung die er*sie grade gerne tragen möchte. Das organisiert sich selber sehr gut im Moment (lacht) also bis jetzt so. Es gibt also keine klare Hierarchie und ich glaube auch, dass wir als Forschungsgruppe eine Besonderheit sind, hier an der Uni. Denn wir sind eben keine politische Hochschulgruppe, wir sind kein gefördertes Projekt über Drittmittel oder sowas, sondern echt durch Eigeninitiative, halt eigentlich in unserer Freizeit entstanden.

sozusagen: Und habt Ihr dann Kooperationen mit der Fakultät, Arbeitsbereichen oder dem Institut für Konflikt und Gewaltforschung (IKG)?

ORDEX: Auf jeden Fall, zum Teil mit einzelnen Lehrenden, beispielsweise mit Rainer Schützeichel oder Stefan Kühl gab es schon öfters eine Kooperation, auch mit Einzelpersonen vom IKG, anderen Arbeitsbereichen

und über Bielefeld hinaus. Faktisch sind wir an die Organisationssoziologie angebunden, also dem AB 3 der Fakultät. Also, so grob. Aber eben relativ losgelöst von den Fakultätsstrukturen.

sozusagen: Inwiefern seid Ihr angebunden an den AB 3?

ORDEX: Personell hat sich das so entwickelt. Thomas Hoebel hat während der Gründung der Forschungsgruppe dort als wissenschaftlicher Mitarbeiter im AB Organisationssoziologie gearbeitet. Aktuell promoviert ein Mitglied von ORDEX, Tabea Koepp, auch im Bereich der Organisationssoziologie. Und so ist es dort zu einer gewissen Anbindung gekommen, sodass auch unsere Homepage zum Beispiel beim AB 3 angegliedert ist.

sozusagen: Wenn Ihr „wir“ sagt, wer ist „wir“? Kann mensch „wir“ werden? Kann mensch Mitglied bei Euch werden?

ORDEX: Aktuell haben wir uns entschieden, in der bestehenden Konstellation weiterzuarbeiten, um arbeitsfähig zu bleiben. Es ist immer so ein bisschen so eine Gruppenentscheidung. Also „wir“ sind aktuell zehn Mitglieder. Falls wen interessiert, wer genau alles dabei ist: Die Namen stehen auch auf unserer Homepage. Aber wenn es Interesse gibt, selbst so eine Gruppe zu gründen: schreibt uns einfach an! Wir versuchen gern, unsere Erfahrung weiterzugeben oder auch interessierte Menschen zu connecten.

sozusagen: Wie laufen Entscheidungen bei Euch ab?

ORDEX: Bei großen Entscheidungen wie beispielsweise bei Kooperationspartner*innen, die genannt werden sollen, da müssen alle mit einverstanden sein. Sobald dann dagegen gesprochen wird, ist es dann eben nicht mehr Konsens. Wir treffen uns in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen und versuchen, dass wir dann auch alle in Person anwesend sind. Das klappt nicht immer, aufgrund der unterschiedlichen Wohn- und Arbeitsorte. Deshalb läuft dann auch vieles über Skype oder über die Kommunikationsplattform Slack. Aber Entscheidungen werden immer abgestimmt. Und Entscheidungen werden von Abwesenden auch immer eingefordert, bevor wir uns festlegen.

sozusagen: Wie macht Ihr das? Habt Ihr dann ein Protokoll oder ... ?

ORDEX: Bei den Treffen haben wir immer eine Tagesordnung und ein Protokoll. Manchmal, also wenn wir so kurze Orga-Treffen zu dritt oder so haben, dann protokolliert das eine*r bei Slack. Und für Einzelfragen gibt es dann auch Taskforces innerhalb der Forschungsgruppe. Also es ist jetzt nicht jede*r in alles eingebunden, auch weil wir mittlerweile sehr unterschiedliche Sachen machen. Also am Anfang gab es dieses eine

Termine im SoSe 2019

10. April 2019, 16 bis 18 Uhr, X-C3-107

Verkörperter Gewalt – Überlegungen zur begrifflichen Neurahmung von Gewalt

ANDREAS BRAUN, BIELEFELD

24. April 2019, 16 bis 18 Uhr, X-C3-107

Wie wird eine Bedrohung hergestellt? – Die soziale Konstruktion von Gefährlichkeit

FABIAN KLUSCH, BIELEFELD

8. Mai 2019, 16 bis 18 Uhr, X-C3-107

Militärisches Handeln aus einer Perspektive der „Zonen der Gewalt“: Das Beispiel Kunduz

NINA LEONHARD, HAMBURG

kommentiert von JAN PHILIPP REEMTSAM, HAMBURG

22. Mai 2019, 16 bis 18 Uhr, X-C3-107

Mobilisierte Gewalt. Zur diskursiven Mobilisierung rechter Gewalt am Beispiel der „Bürgerwehr Freital“

EDDIE HARTMANN, HEIDELBERG & FELIX LANG, POTSDAM

kommentiert von STEFAN MALTHANER, HAMBURG

5. Juni 2019, 16 bis 18 Uhr, X-C3-107

Gewalt erklären? Mikro-Makro-Link, Temporalität und Timing

THOMAS HOEBEL, HAMBURG & WOLFGANG KNÖBL, HAMBURG

kommentiert von THOMAS KLATETZKI, SIEGEN

19. Juni 2019, 16 bis 18 Uhr, X-C3-107

Wieso „Hilfe“ nicht als „Gewalt“ erkannt wird – psychiatrische Kliniken und stationäre Einrichtungen der Kinder – und Jugendhilfe aus der Innensicht

HANNAH C. ROSENBLATT, BIELEFELD

kommentiert von JONAS BARTH, OLDENBURG

Die Vortragsreihe verfolgt das Ziel, sowohl eigene Forschungsergebnisse zu präsentieren als auch ausgewählte Gäste einzuladen, die Ergebnisse ihrer Arbeit vorstellen. Jeder Vortrag wird von einem Kommentar begleitet, in dem ergänzende, weiterführende oder auch kritische Hinweise gegeben werden.

Projekt zu den Anschlägen in Paris - mittlerweile hat jede*r noch andere Projekte, wo auch zum Teil zu zweit oder zu dritt zusammengearbeitet wird. Es gibt mittlerweile ein paar Veröffentlichungen, aber jetzt keine Veröffentlichungen von der kompletten ORDEX-Gruppe, sondern immer von einzelnen Mitgliedern, die sich dann zu einem Thema, zu einem Aufsatz, zu einem Artikel zusammengeschlossen haben.

sozusagen: Was sind das so für Themen? Also jetzt spezifischer?

ORDEX: Eigentlich immer gewaltsoziologisch und organisationssoziologisch, eigentlich auch immer mit Mikrosoziologie. Es gibt auch manchmal Sachen, die darüber hinaus gehen, aber das ist so der gemeinsame Nenner. Aus der Gruppe heraus entstehen immer wieder kleine Nebenprodukte, zum Beispiel haben Laura und Tabea einmal einen Tagungsbericht für Soziopolis geschrieben. Oder als Andreas, Thomas, Fabian, Kathrin und Kata einen Sammelbandbeitrag geschrieben haben. Solche Dinge werden dann ausgekoppelt von dem zentralen Thema unserer Gruppe. Aktuell beschäftigen wir uns vor allem mit der Organisation einer Vortragsreihe. Dafür gibt es auch eine kleine eigene Arbeitsgruppe.

sozusagen: Was habt Ihr für die nächsten Semester und Jahre geplant? Gibt es einen Plan?

ORDEX
ORGANISATION, DAUER UND
EIGENDYNAMIK VON GEWALT

Working Paper-Reihe: „Organisation, Dauer und Eigendynamik von Gewalt“

Du hast Dich schon einmal aus soziologischer Perspektive mit Gewalt beschäftigt und dazu etwas geschrieben? Wenn Du Lust hast, erste Erfahrungen im publikationsreifen Gestalten und Veröffentlichenden Deines Textes zu sammeln, dann bist Du bei uns richtig.

Unter der E-Mail-Adresse ordex@uni-bielefeld.de kannst Du einen Text von Dir für unsere Working Paper-Reihe vorschlagen. Wie ein fertiges Working Paper aussehen kann, kannst Du unter www.uni-bi.de/soz/ab3/ordex/workingpaper.html nachschauen.

Wir freuen uns auf Deine Einsendung!

ORDEX: Nö. Also für die nächsten Jahre wäre es ein bisschen schwierig, das konkret zu planen, mittelfristig können wir das schon eher sagen. Wir organisieren ja die Vortragsreihe zum Thema Organisation, Dauer und Eigendynamik von Gewalt, die es im Sommersemester 2019 zum dritten Mal geben wird. Die Vortragsreihe ist nachwuchsorientiert organisiert, das heißt, wir versuchen für mindestens die Hälfte der Vorträge Menschen einzuladen, die ihr Studium nicht oder gerade erst abgeschlossen haben. Die Vorträge werden dann von erfahreneren Wissenschaftler*innen kommentiert. Uns ist wichtig, statusgruppenübergreifend diskutieren zu können und aus diesem klassischen Schema ausbrechen, das mensch in Kolloquien oder auf Tagungen findet. Das zu organisieren, die Leute einzuladen, das ist einer unserer Hauptarbeitspunkte. Hierzu ein kleine Insider-Info: Wir haben Jan Philipp Reemtsma bekommen!

sozusagen: Ihr habt was?

ORDEX: Reemtsma. (*Lacht.*) Das ist glaube ich erklärungsbedürftig. Es ist uns gelungen, für nächstes Semester als Kommentator für die Vortragsreihe Jan Philipp Reemtsma einzuladen. Das ist für uns einer der großen Stars der deutschsprachigen Gewaltsoziologie. Der hat auch eine Stiftung, die uns finanziell ein bisschen unterstützt, und das ist für uns halt eine große Sache, dass er zu uns nach Bielefeld kommt.

sozusagen: Was motiviert Euch dazu, das zu tun, was Ihr tut? Vielleicht antwortet Ihr beide darauf einfach einzeln?

Kata: (*Lacht.*) Also für mich sind es immer die Leute ehrlich gesagt, also ich finde die Zusammenarbeit total wichtig und das ist auch das, was am meisten Spaß macht. Wir bekommen da ja keine finanziellen Mittel für, sondern machen es einfach so, weil wir das gerne zusammen machen. Es ist irgendwie ein sehr ehrgeizig angelegtes Projekt, glaube ich, und fordert viel Motivation und kostet auch viel Zeit. Aber das macht es gerade aus, weil es halt viel Spaß macht, mit den Menschen zusammenzuarbeiten. Und ich lerne einfach super viel. Was so Forschungsarbeit und Mikropolitik an der Universität angeht - das hätte ich nur durch mein Studium nie im Leben gelernt.

Konstantin: Ich würde auch sagen es gibt vielfältige Motive, aber an sich ist es, glaube ich, vor allem das Interesse an der Gewaltsoziologie, das uns zusammenhält.

Kata: Ja.

Konstantin: Also das Thema vereint uns auf jeden Fall. Mittlerweile sind wir halt auch menschlich zusammengewachsen zu einer festen Gruppe, was schön ist. Und

mensch macht halt ganz viele Erfahrungen, die mensch sonst in der Uni nicht machen würde, diesen Einblick in die Forschung, also wie das dann wirklich konkret aussieht, wie Forschung funktioniert und strukturiert ist. Und darunter fällt auch das Schreiben von Artikeln. Im Laufe der letzten drei Jahre sind wirklich viele Texte entstanden, unter anderem Hausarbeiten aber auch mehrere Bachelorarbeiten, Masterarbeiten und auch die ersten Veröffentlichungen. Dies ist schon so der Startpunkt für ... irgendwie ... ja, eine weitere Zukunft in der Wissenschaft.

sozusagen: Angenommen, Menschen haben jetzt das Interview gelesen und Lust bekommen selbst eine Forschungsgruppe zu gründen, wie würdet Ihr denen empfehlen vorzugehen?

ORDEX: Also erstmal: es ist ja im Prinzip jederzeit möglich, so etwas ins Leben zu rufen, zumindest, wenn mensch Gleichgesinnte findet, die sich für ein Thema interessieren. Mensch trifft sich dann, um gemeinsam zum Beispiel über Texte zu diskutieren, einen Film anzuschauen, Daten zu interpretieren oder auch um gemeinsam Texte zu schreiben. Was uns sehr geprägt hat, ist glaube ich diese Zusammenarbeit zu einem konkreten Fall, wo unabsehbar viel Arbeit entstanden ist und nach wie vor entsteht (*lacht*) - ein gewisser Rahmen an Verbindlichkeit, der Motivation schafft. Und dann auf jeden Fall irgendwie nach außen zu treten, indem mensch zum Beispiel Veranstaltungen zu dem Thema macht. Oder indem mensch in der Leseweche oder so einen Workshop anbietet, um über einen bestimmten Text zu sprechen oder auch um einen eigenen Text vorzustellen - das hat die alte Studiengruppe auch einmal gemacht, in der Leseweche 2013, zu der Fernsehserie „Generation Kill“. Darüber haben wir auch Chris kennengelernt, der heute immer noch dabei ist. Oder wenn mensch wie wir einfach anfängt, Vorträge zu organisieren. Das ist ja auch eigentlich so aus dem Nichts entstanden. Und auch heute noch schreiben wir einfach Leute an, die vermutlich noch nie etwas von uns gehört haben, ob sie Interesse haben, an Projekten von uns mitzuarbeiten. Das hat bisher erstaunlich gut funktioniert. Bestenfalls sucht mensch sich noch eine*n Lehrende*n, um die logistische Unterstützung zu bekommen (z. B. Räume buchen). Vielleicht muss mensch es einfach versuchen, hartnäckig sein und ein bisschen Glück haben, und los geht's!

für ORDEX antworteten KATHARINA BRAUNSMANN

und KONSTANTIN KORDGES

Weitere Infos zu ORDEX findet Ihr unter:

www.uni-bielefeld.de/soz/ab3/ordex/

Just Have Faith in Something Better

My acquaintance with Bielefeld began not long ago. I came to Bielefeld University to do my research project. Although I received the acceptance letter in September, it was already November when I arrived in Germany due to my visa issue. Even though I thought that I had lost the chance to study here, it all worked out in the end - since my research supervisor from the university helped me solve this problem.

Although I was so excited for the new life in Germany, it was already frustrating even before my departure. When I arrived in Germany, I didn't speak any German and didn't have confidence in my English, so I was really worried during the first week. Plus, it was the first time that I was outside of my country for such a long time. I also didn't have any friends at first, but saw other international students already having friends and making groups.

I got a nice mentor even before my arrival, and she helped me solve some problems and always answered all of my questions. Also, the international student organizations were so supportive. I took part in travel which was organized by International Office, visited meetings by ISR and other activities. The university also provides many socializing opportunities, for example I attended swimming lessons and basketball class. I found many friends from different countries, and now we spent a lot of time together, travel and have fun together!

Finally, I felt both comfortable and glad to be here studying at Bielefeld University. I had so many difficulties to go through to feel like this, but I am sure that it was a good decision to do my project at this university. And I wish for all students to have a good time here, have good estimates and find friends! Never give up and everything will be good!

IRINA

Foto © sozusagen-Redaktion



Ein Chor für's Ohr!

Ein Interview mit dem *KuMuChor*

Es ist Mittwoch, 16 Uhr: der *KuMuChor* beginnt in T0-260 die Probe mit dem Einsingen. Kurz darauf ist im Erdgeschoss des T-Zahns zu hören, mit wieviel Freude die ca. 45 Sänger*innen unter der Leitung von Stefan Ehring musizieren. Wer sie hört bekommt Lust auf mehr, Lust mitzumachen und selbst zu singen. Wir haben uns mit dem Chor getroffen, um zu erfahren wer sie sind und was sie ausmacht.

sozusagen: Wer oder was ist der *KuMuChor*?

KuMuChor: Wir sind der Chor des Fachbereichs Kunst und Musik – deshalb auch *KuMu* – an der Uni Bielefeld. Es gibt uns seit drei Jahren und seit Kurzem sind wir auch als Hochschulgruppe bei der Uni eingetragen. Um uns mit ein paar Adjektiven zu beschreiben: Wir sind eine offene, glückliche und schon fast eine familiäre Gruppe.

sozusagen: „Offene“ heißt, jede*r kann bei Euch mitmachen?

KuMuChor: Prinzipiell kann jede*r bei uns mitmachen. Am Anfang jedes Semesters gibt es ein Treffen zum Kennenlernen und zur Stimmeinteilung. Das ist auch wichtig, damit wir wissen wie unser Chor im nächsten Semester – stimmlich – aufgestellt ist, was wir an neuen Stücken machen können. Unser Schwerpunkt liegt im Popbereich.

sozusagen: Es gibt doch schon einige Chöre an der Uni. Warum habt Ihr denn noch einen weiteren Chor gegründet?

KuMuChor: Hervorgegangen sind wir aus einer offenen Singgruppe, bei der Studis aus dem Fachbereich Musik sich zusammengetan haben. Schon damals war Stefan Ehring mit vollem Einsatz dabei. Ursprünglich hat er uns „nur“ am Klavier begleitet und uns bei der Auswahl der Stücke unterstützt. Schnell haben sich Strukturen gefestigt, das Mitmachen wurde verbindlicher und Stefan Ehring nahm mehr und mehr die Rolle unseres Chorleiters an. Wir hatten ursprünglich also garnicht vor einen neuen Chor zu gründen – es ist einfach so passiert.

sozusagen: Wie laufen bei Euch Proben ab?

KuMuChor: Die Probe geht bei uns immer von 16 Uhr bis 18 Uhr. Und zwar auch s.t. Anfang und s.t. Ende. Das bedeutet: Unser Chorleiter nimmt sich zwei volle Stunden für uns Zeit. Davon sind die ersten 90 Minuten meist Tutti-Probe, bei der alle gemeinsam singen. Diese beginnt mit einem gemeinsamen Einsingen, was auch zur Stimmbildung beiträgt. Danach machen wir hin und wieder auch mal Stimmproben. Die letzte halbe Stunde ist für die Menschen, die in der Vorwoche nicht zur Probe kommen konnten, um das Verpasste aufzufrischen.

sozusagen: Wo tretet Ihr denn auf und wo kann mensch Euch hören?

KuMuChor: Wir haben verschiedene kleinere und auch größere Auftritte im Uni-Kontext, wie bei der Erstsemesterbegrüßung und den Absolvent*innenfeiern. Ansonsten haben wir auch Auftritte außerhalb, zum Beispiel bei dem musikalischen Adventskalender oder beim Fest der Chöre in Dortmund.

sozusagen: Ihr seid in den letzten Jahren immer größer geworden. Habt ihr dann überhaupt noch Bedarf an neuen Sänger*innen?

KuMuChor: Offen für neue Stimmen sind wir zu Semesterbeginn immer. Besonders Männerstimmen sind bei uns gefragt – wie in fast jedem Chor. Ganz verstehen können wir das Ungleichgewicht zwischen den Stimmen nicht, denn Singen macht ja eigentlich allen Spaß. Und es ist dazu auch noch ein toller Ausgleich nach einem langen Unitag.

Für den *KuMuChor* antworteten LISA-MARIE BERNING UND ROMAN HELZLE

Proben: mittwochs, 16:00 Uhr (s.t.), T0-260
E-Mail: kumuchor@web.de
Website: kumuchor.wordpress.com
Facebook: fb.com/kumuchor

Männer als Opfer der #MeToo-Debatte?

VON MIRA RIEGAUF

Mit der voranschreitenden Emanzipation der Frau erstarkt auch der Antifeminismus. Denn dort, wo Männer das Gefühl haben Privilegien an Frauen zu verlieren, befindet sich der ideale Nährboden für antifeministische Ideen. Antifeministische Bewegungen erfuhren bisher noch nicht viel Aufmerksamkeit durch die Öffentlichkeit. Mit vermehrt auftretenden Geschlechterdebatten im Netz, wie zum Beispiel der #MeToo-Debatte, bieten sich jedoch auch mehr Möglichkeiten für antifeministische Bewegungen, ihre Sicht auf die Dinge zu verbreiten. Dabei ist besonders eine Argumentationsstrategie interessant: Um Feminismus und seine Bestrebungen zu diskreditieren, werden Männer als Opfer dargestellt. Bezogen auf die #MeToo-Debatte verkehrt die sogenannte männliche Opferideologie damit argumentativ die dort problematisierte Opfer-Täter-Konstellation zwischen Männern und Frauen. Wie kommt es, dass diese Verdrehung der Tatsachen überzeugend gelingt? Einen guten Einblick liefert der Artikel „Der bedrohte Mann“, der im April 2018 bei Zeit ONLINE erschienen ist. In ihm erklärt der Autor Jens Jessen, wieso Männer unter der #MeToo-Debatte leiden. Angelehnt an die kritische Diskursanalyse sollen hier einzelne Ausschnitte des Artikels genauer betrachtet werden.

Die männliche Opferideologie

Die männliche Opferideologie zeigt sich vor allem in „Affektreaktionen auf eine (teilweise imaginierte) Bedrohung der eigenen Position durch den Feminismus“ (Rosenbrock 2012b: 42) und mündet in einem „Benachteiligungsdiskurs für die selbstdefinierte (Sonder-)Gruppe der Männer“ (ebd.: 27). Dabei werden die Benachteiligungen, die der Mann durchaus in einigen Bereichen erfährt, durch Entkontextualisierung und starke Übertreibung dazu genutzt, um den Mann allumfassend als Opfer darzustellen (vgl. ebd.: 58). Diese „diskursive Umkehrung der sozialen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern“ (Möller 1999: 114) setzt sich zusammen aus der „Behauptung der Nichtexistenz sexistischer bzw. patriarchaler Dominanzverhältnisse“, der „Vorspiegelung einer feministischen He-

gemonie“ und der „Umkehrung der Täter-Opfer-Konstellation in Fällen sexueller Belästigung bzw. Gewalt“ (ebd. f.). Diese drei Elemente lassen sich unter dem Begriff der männlichen Opferideologie zusammenfassen.

Die argumentative Struktur folgt dabei einem einfachen Muster: Zuerst wird der Feminismus als homogenes Feindbild konstruiert. Dabei wird die Vielfältigkeit des Feminismus ausgeblendet und als irrational und „männerhasend“ inszeniert. Im nächsten Schritt wird der Feminismus als Allmacht dargestellt, der selbst der stärkste Mann unterlegen ist (vgl. Rosenbrock 2012a: 59). Denn der Mann wird nicht in seiner Machtposition abgewertet, sondern die Machtposition der Frau wird aufgewertet und – bildlich gesprochen – über den Mann erhoben. Nur so kann die männliche Opferideologie in Einklang mit traditionellen Rollenbildern gebracht werden (vgl. ebd.: 70). Zusammenfassend lässt sich schließen, dass diese Argumentation „sich in erster Linie gegen ein selbstkonstruiertes Bild des Feminismus richtet und die komplexe, häufig widersprüchliche Realität verschiedener Feminismen ignoriert“ (ebd.: 63).

Überlegungen zum Diskurs

Um die männliche Opferideologie mittels der kritischen Diskursanalyse betrachten zu können, muss angenommen werden, dass es sich bei ihr um eine diskursive Praxis handelt, bei der es darum geht, eine kulturelle Hegemonie anzustreben. Als diskursive Praxis verstand Foucault diejenigen Regeln, nach denen Bedeutung produziert und reproduziert wird (vgl. Hall 1997: 44). Laclau geht noch einen Schritt weiter und setzt die diskursive Praxis mit der sozialen Praxis gleich, da durch den Diskurs und die Produktion von Bedeutung Handlungsräume begrenzt und ermöglicht werden (vgl. Reckwitz 2011: 302). Im Diskurs geht es jedoch nicht nur um die Zusammenhänge von Bedeutungen, sondern vor allem um Macht. Denn wenn mensch sich Macht nicht als zerstörerisch, sondern als produktiv vorstellt, kann erklärt werden, wie durch bestimmte diskursive Praxen Wissen reguliert und Wahrheit

produziert wird (vgl. Hall 1997: 48). So wird der Diskurs zum permanenten Austragungsort für Machtkämpfe. Das Ziel dabei ist, die kulturelle Hegemonie der eigenen sozialen Gruppe zu stabilisieren. Diese soziale Gruppe versucht ihre Positionen als universal und alternativlos darzustellen, aber gleichzeitig einen sozialen Antagonismus zu erzeugen, gegen den sie ihre eigene Identität konstruiert. Damit wiederum destabilisiert sie sich selbst, weil es sich bei dem konstitutiven Außen ja de facto um eine Alternative handelt (vgl. Reckwitz 2011: 304).

Mit diesen Überlegungen soll der Artikel von Jens Jessen dahingehend untersucht werden, wie Bedeutungen produziert und subjektive Positionen als allgemeingültig dargestellt werden. Dabei liegt ein Fokus auf der Eigendarstellung der sozialen Gruppe – in diesem Fall die Männer – und auf der Darstellung der Akteur*innen der #MeToo-Debatte.

Der eine Feminismus: die Akteur*innen der #MeToo-Debatte

Wie genau wird die Gruppe der feministischen Akteur*innen in dem Artikel von Jens Jessen definiert? Diese Frage ist nicht eindeutig zu beantworten, jedoch kann mensch feststellen, dass die dort gegebenen Definitionen sehr pauschal sind. Ein Beispiel dafür ist die Unterscheidung zwischen dem neuen Feminismus und einem weiteren Feminismus, auf den nicht weiter eingegangen wird:

„Man mag solche Anwendungen für kindische Wallungen aus dem Internet halten – doch die offen zur Schau getragene Feindseligkeit kommt in Mode. Für die neuen Feministinnen gibt es keine schuldlosen Männer, auch wenn eingeräumt wird, dass nicht alle ‚sexualisierte Gewalt‘ auch praktisch ausüben.“ (Jessen 2018)

Was hier interessant ist, ist das, was nicht gesagt wird: Wer behauptet, dass es einen neuen Feminismus gäbe, setzt voraus, dass es auch einen alten gab. Während der neue Feminismus ausnahmslos alle Männer verurteilt, hätte der alte Feminismus noch zwischen schuldigen und schuldlosen Männern unterschieden. Zwischen den beiden Sätzen entsteht eine starke Kohäsion, da der Ausdruck „kindische Wallungen aus dem Internet“ in Kombination mit den „neuen Feministinnen“ zu der Annahme führt, dass es sich bei den neuen Feministinnen ausschließlich um Internetaktivistinnen handele und dass dies auf alle weiblichen Beteiligten der #MeToo-Debatte zuträfe.

Der Begriff „kindische Wallungen“ ist diffamierend, da die Frauen pauschal herabgesetzt werden und ihnen somit die Fähigkeit abgesprochen wird, als Erwachsene an einer Diskussion teilzunehmen. Der Autor suggeriert, dass ihre Beiträge zur #MeToo-Debatte keine faktische, sondern nur eine emotionale Grundlage hätten. Damit wird die Legitimation der Existenz der #MeToo-Debatte in Frage gestellt. Dieser Eindruck wird noch gesteigert durch den Ausdruck „in Mode kommen“, der suggeriert, dass es sich bei der Beteiligung an der #MeToo-Debatte um einen Lifestyle handle, den mensch mitmache, weil er gerade „in“ sei.

Obwohl die als Feindbild betrachtete Gruppe unterschiedlich abgegrenzt wird, lässt sich grundsätzlich feststellen, dass die Akteur*innen der #MeToo-Debatte stark homogenisiert und damit als einheitlich agierende Gruppe dargestellt werden. Die Realität differenter Feminismen wird ignoriert, da angenommen wird, dass es nur weibliche Aktivistinnen, also Feministinnen gibt. Diesen werden bestimmte Eigenschaften zugeschrieben, die beispielsweise auf Emotionalität und Irrationalität beruhen. Diese veralteten Stereotypen haben ihren Ursprung in einem konservativen Frauenbild.

Die unschuldigen Männer

Im Gegensatz dazu werden Männer als eine höchst heterogene Gruppe dargestellt. Dabei wird der Gegenseite vorgeworfen, sie würde alle Männer in einen Topf werfen und nicht zwischen den Schuldigen und den Unschuldigen unterscheiden. Demnach würden Männer zu Unrecht klassifiziert und nicht in ihrer Vielfältigkeit wahrgenommen. Für die Vergehen einzelner Männer oder Männergruppen, wie die der Mächtigen oder der Ungebildeten, würden alle Männer verurteilt:

„Diese Debatte hat sich, kaum begonnen, in rasender Geschwindigkeit vom Anlass – den üblen Umtrieben der Weinsteins und Wedels, die auch von Männern verurteilt werden – entfernt und ein rhetorisches Hexenlabyrinth erschaffen, in dem selbst der Gutwilligste scheitert.“ (Jessen 2018)

Die schuldigen Männer, das sind Jessens Darstellung nach die „Weinsteins und Wedels“. Harvey Weinstein ist ein US-Filmproduzent und Dieter Wedel ein deutscher Regisseur und Drehbuchautor. Bei beiden handelt es sich um die jeweils prominentesten Fälle der #MeToo-Debatte in ihrem jeweiligen Heimatland. Die beiden Namen Weinstein und Wedel werden im Plural verwendet. Damit



Foto © sozusagen-Redaktion

erzeugt der Verfasser eine Klasse der Schuldigen, die so sind wie Weinstein und Wedel. Die #MeToo-Debatte, die hier als Subjekt selbstständig handelt, scheint diese Unterscheidung nicht wahrzunehmen. Alle Männer würden letztendlich verurteilt, selbst, wenn diese auch gegen sexuellen Missbrauch sind und die Taten der „Weinsteins und Wedels“ nicht gutheißen.

Die unschuldigen Männer grenzen sich aber nicht nur von Prominenten und machthabenden Männern ab, sondern auch von sogenannten „Proleten“:

„Die Männer verstanden auch nicht, wie sehr die breitbeinige Sitzhaltung von Proleten in der S-Bahn („Manspreading“, auch ein zentraler Vorwurf) das moralische Schuldkonto selbst schüchternen Intellektueller belastet.“ (Jessen 2018)

Hier wird das Bild des breitbeinig sitzenden „Proleten“ dem schüchternen Intellektuellen gegenübergestellt. Der Prolet als Angehöriger der Unterschicht, sprich: der ungebildeten Arbeiterklasse, wird hier als Täter dargestellt, der zurückhaltende Intellektuelle dagegen als Opfer, das pauschal mit beschuldigt wird. Das Wort „selbst“ suggeriert, dass die Gruppe der schüchternen Intellektuellen diejenige sei, bei der es am unwahrscheinlichsten ist, dass sie Verhaltensweisen wie Manspreading zeigt. Daraus folgert der Autor, dass Manspreading eine Verhaltensweise sei, die nur bei denjenigen auftritt, die übermäßig selbstbewusst sind und wenig bis keine Bildung besitzen. Die Männer, so die Argumentation, verstünden nun nicht, wieso diese beiden Gruppen gleichbehandelt werden würden.

Männer als Opfer, Frauen als Täter

Die Konstruktion einer homogenen, männerhassenden Gruppe von Frauen und einer heterogenen Gruppe von Männern, bei der zu Unrecht nicht zwischen „schuldigen“ und „unschuldigen“ Männern unterschieden wird, mündet darin, dass den Akteur*innen der #MeToo-Debatte unterstellt wird, als Ziel nicht die Gleichberechtigung, sondern die Unterwerfung der Männer zu forcieren.

„Das System der feministischen Rhetorik folgt dem Schema des bolschewistischen Schauprozesses, nur dass die Klassenzugehörigkeit durch die Geschlechtszugehörigkeit ersetzt ist. So oder so steht die Schuldigkeit schon durch Herkunft fest.“ (Jessen 2018)

Bei den bolschewistischen Schauprozessen handelte es sich um öffentliche Verfahren, die unter Stalin durchgeführt wurden. Die Schuld sowie das Strafmaß standen schon vorher fest. Die bolschewistischen Schauprozesse dienten vor allem dazu, politische Feinde aus dem Weg zu räumen. Dabei ging es nicht um persönliche Verbrechen, die Einzelne begangen haben, sondern um die Zugehörigkeit zu der Opposition. Der Vergleich der #MeToo-Debatte mit den bolschewistischen Schauprozessen suggeriert, dass die Feministinnen eine Agenda besäßen, nach der ihre Feinde – also alle Männer – erstens zu Unrecht verurteilt werden, da die Schuld nicht beim Einzelnen überprüft wird und zweitens, dass das Ziel nicht Gerechtigkeit für tatsächliche Verbrechen, sondern die Machtübernahme ist.

Das Ziel der Feministinnen sei es also, den Mann zu unterdrücken. Um dies zu verdeutlichen, wird nicht nur konkret mit Machtbegriffen gearbeitet, sondern auch mit militärischen oder politischen Allegorien. Damit verstärkt sich zum einen das Bild der kämpferischen Feministin, zum anderen entsteht der Eindruck des unterlegenen Mannes. Dieser Opferstatus wird sprachlich durch drastische Vergleiche ausgedrückt:

„Aber worauf wollen die Aktivistinnen der #MeToo-Bewegung mit ihrem neuen feministischen Volkssturm hinaus, diesem Zusammentreiben und Einsperren aller Männer ins Lager der moralisch Minderwertigen?“ (Jessen 2018)

Der Autor vergleicht hier die Diskriminierungserfahrung der Männer mit den Opfern des zweiten Weltkriegs. Zum Volkssturm riefen gegen Ende des Krieges die Nationalsozialist*innen auf, um alle Männer, die fähig waren Waffen zu tragen, zur Unterstützung der Wehrmacht zu mobilisieren. Wenn Jens Jessen von einem feministischen Volkssturm spricht, vergleicht er die Feministinnen mit Nazis. Mit dem Begriff „Volkssturm“ wird verdeutlicht, dass sich der Satz bildsprachlich im Kontext des Nationalsozialismus bewegt. Die Verwendung des Begriffs „Lager“ im selben Satz bedingt eine Assoziation zu den Konzentrationslagern. „Zusammentreiben und Einsperren“ symbolisiert eine entmenschlichte Sicht auf die Männer, die eher wie Tiere als wie Menschen behandelt würden. Die Formulierung „der moralisch Minderwertigen“ impliziert einen direkten Vergleich, denn Juden und Jüdinnen wurden von den Nationalsozialist*innen als rassistisch minderwertig gesehen. Dieser sprachlich stark dramatisierte Vergleich soll die Ungerechtigkeit und die Härte verdeutlichen, mit denen alle Männer nach Meinung des Autors bestraft würden. Während die Aktivistinnen das Subjekt des Satzes bilden und die aktiv handelnde Gruppe darstellen, sind die Männer das Objekt. Sie sind passiv und damit nicht handelnd und wehrlos. Diese Satzkonstruktion unterstützt die Kategorisierung der Frauen als Täter*innen und der Männer als Opfer.

Die Paradoxie der männlichen Opferdarstellung

Die Strategien der männlichen Opferideologie zeigen sich vor allem in der Darstellung des Feminismus als homogenes Feindbild. Besonders durch die starken Vereinfachungen, denen ein vielschichtiges Männerbild entge-

gengesetzt wird, entlarven sich die Argumente als nicht schlüssig. Betrachtet man sie genau, kommt man nicht umhin, die dahinterliegende Paradoxie zu erkennen. Somit findet die argumentative Umkehrung nicht nur auf inhaltlicher Ebene statt, auf der die Opfer-Täter-Beziehung zwischen Frauen und Männern vertauscht wird, sondern auch auf sprachlicher Ebene. Denn die Diskussionsmethoden, die genutzt werden, sind in den meisten Fällen auch diejenigen, die der Gegenseite vorgeworfen werden. Die Argumentierenden sehen Männer zu Unrecht als homogene Gruppe behandelt, jedoch behandeln sie selbst Feministinnen als homogene Gruppe. Sie werfen den Feministinnen vor, sich selbst als Opfer zu inszenieren, um dadurch ihre hegemoniale Position zu festigen – und genau diesen Mechanismus nutzen sie wiederum selbst. Diese Problematik ist eine Schwachstelle, mithilfe derer die Absurdität der männlichen Opferideologie entlarvt werden kann.

Literaturverzeichnis

- Hall, Stuart (1997): The Work of Representation. S. 15-74 in Hall, Stuart (Hrsg.): Representation. Cultural representations and Signifying Practices. London: Sage.
- Jessen, Jens (2018): Der bedrohte Mann. <https://www.zeit.de/2018/15/metoo-debatte-maenner-feminismus-gleichberechtigung> (Stand: 31.12.2018)
- Möller, Simon (1999): Sexual correctness. Geschlecht und Gesellschaft ; 19. Opladen: Leske + Budrich.
- Reckwitz, Andreas (2011): Ernesto Laclau. Diskurse, Hegemonien, Antagonismen. S. 301-310 in Moebius, Stephan und Quadflieg, Dirk (Hrsg.): Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS.
- Rosenbrock, Hinrich (2012a): Die Hauptideologien der Männerrechtsbewegung: Antifeminismus und männliche Opferideologie. S. 58-78 in Kemper, Andreas (Hrsg.): Die Maskulisten. Münster: Unrast.
- Rosenbrock, Hinrich (2012b): Die antifeministische Männerrechtsbewegung: Denkweisen, Netzwerke und Online-Mobilisierung; eine Expertise für die Heinrich-Böll-Stiftung. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung (Schriften des Gunda-Werner-Instituts, Bd. 8).

Über die Autorin: Mira Riegauf studiert Soziologie und Erziehungswissenschaften im Bachelor an der Universität Bielefeld. Besonders interessant findet sie geschlechtersoziologische Fragestellungen und Ungleichheitsforschung. Neben ihrem Studium ist sie in der politischen Bildungsarbeit tätig.

Mein Autopoesiealbum

Tobias Werron



Aktuelle Stelle: Professur für Soziologische Theorie und Allgemeine Soziologie

Forschungs- und Interessenschwerpunkte: Konkurrenz, Rankings, Globalisierungs- und Weltgesellschaftsforschung, Nationalismus, historische Soziologie, Sport, Musik & Kunst

Als Kind wollte ich sein ... wie Ben in „Ben wird Mittelstürmer“.

Meine Lieblingsband ... Tom Waits, Eartha Kitt, Franz Schubert.

Im Kino habe ich zuletzt gesehen ... 1000 Arten Regen zu beschreiben.

Was ich gut kann ... Playlists anlegen.

Mich nerven Studierende, wenn sie ... zu Hause bleiben.

An Soziologie besonders interessant ist ... dass sie es erlaubt, sich für alles zu interessieren.

Diese Person bewundere ich ... Franz Schubert.

Ich nehme mir gerne Zeit für ... Musik hören.

In Bielefeld muss man unbedingt ... ins Moccaklatsch gehen.

Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich am liebsten an ... die lieben Kolleginnen und Kollegen aus dem Graduiertenkolleg „Weltbegriffe und globale Strukturmuster“.

Am meisten bin ich stolz auf ... eigentlich nix. Für das Gute, das mir zugestoßen ist, sind hauptsächlich andere verantwortlich.



Das sollte es öfters geben ... Freundlichkeit.

Am Forschen gefällt mir ... einerseits: an etwas dranzubleiben; andererseits: immer wieder neue Themen und Fragen zu entdecken.

Am Lehren gefällt mir ... zu erleben, wie sich während des Semesters und durch den Austausch mit Studierenden mein eigener Blick auf ein Seminarthema verändert.

Meine Empfehlung an Erstsemester ist ... lasst Euch nicht davon abschrecken, dass am Anfang vieles rätselhaft erscheint. Das bleibt zwar so, fängt aber irgendwann an, Spaß zu machen.

Die bedeutendste Persönlichkeit der Soziologie ist ... für mich jeweils die, deren Texte mich gerade am meisten faszinieren. Persönlichkeitskult behindert das Denken.

Soziologie ist ... was für Leute, die im Stadion gerne hinten stehen, um nicht nur das Spiel, sondern auch die Zuschauer beobachten zu können.

Meine erste Liebe war ... ein schwarz-weiß kariertes Kettcar.

Mein Lieblingszitat ... Schönheit ist eine Frage der Geschwindigkeit des Blicks.

Ich stoße an meine Grenzen, wenn ... sich die Termine häufen und die Zeit immer knapper wird.

Eine erste Erfahrung mit der Arbeitswelt ... Gemeindebote in einem kleinen Ort mit Moped und der Aufgabe, Todesanzeigen an schwarzen Brettern auszuhängen.

Es macht mich wütend, dass ... Bildungserfolge auch in Deutschland immer noch so viel mit sozialer Herkunft zu tun haben.

Eine gute Tat, an die ich mich gerne zurückerinnere ... ist gerade: die Gründung der Bielefelder Fakultät für Soziologie vor 50 Jahren.

Ich finde es ungerecht, dass ... Ort der Geburt und soziale Herkunft so stark bestimmen und begrenzen, was im Leben möglich ist (siehe auch: es macht mich wütend).

Studierendenproteste sind ... in Deutschland so selten, dass ich selbst noch keine richtigen erlebt habe.

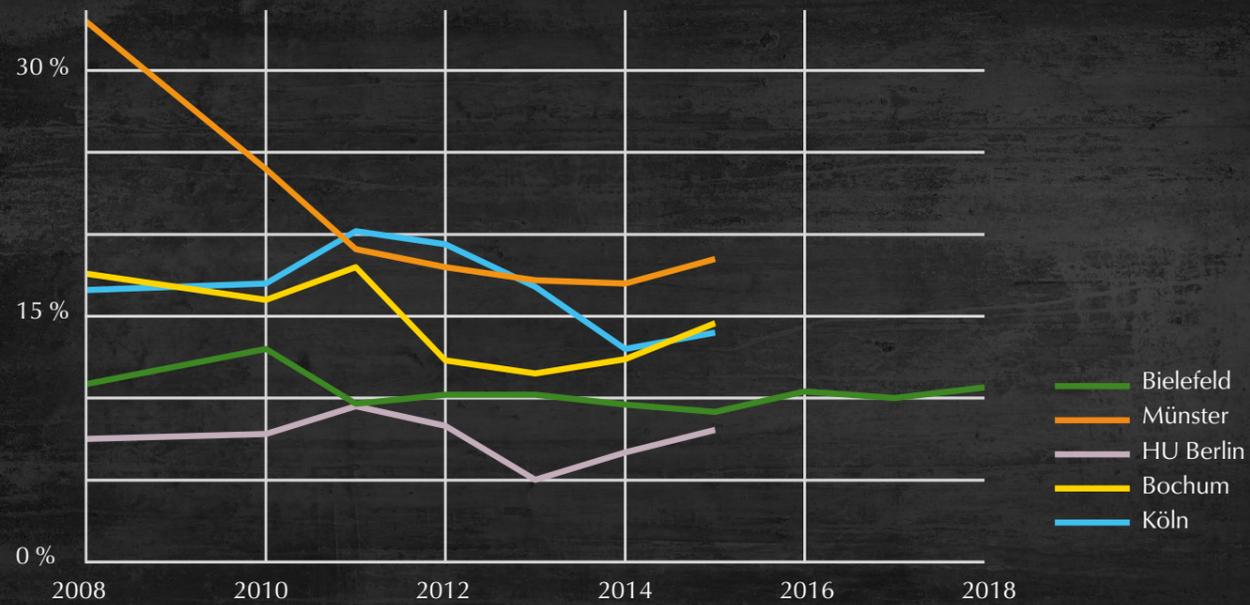
Revolution ist ... soziologisch gesehen: der interessante Prozess des plötzlichen oder allmählichen Umschlagens von einem interessanten Zustand in den nächsten.

Ich würde niemals ... ohne Kopfhörer aus dem Haus gehen.

Ich kann nicht so gut ... Smalltalk.

Auf eine einsame Insel würde ich die folgenden drei Sachen mitnehmen ... einen Menschen zum Reden, ein Gerät zum Lesen/Musik Abspielen und ein Spotify-Abo o.ä.

Mit dem Thema „Wissen · Wahrheit · Wunschdenken“ verbinde ich ... die Vorstellung, dass der Glaube an die Möglichkeit wahren Wissens selbst eine Art des Wunschdenkens ist – auf die wir jedoch nicht verzichten können.



Wahlbeteiligung in verschiedenen deutschen Unis.

Wieso geht niemand wählen?

Eine Diskussion der Ursachen niedriger Wahlbeteiligung an den Studierendenparlamentswahlen, durchgeführt mit soziologischem Werkzeug von ANDREAS HERMWILLE.

%	Zustimmung
5	beteiligt an studentischer Selbstverwaltung (Studierende, StSu)
27	„Gesellschaftliches/politisches Engagement ist mir wichtig“ (Studierende, EY-Studie)
29	„Das Politische ist wichtig“ (Studierende, StSu)
32	interessiert an studentischer Selbstverwaltung (Studierende, StSu)
37	starkes politisches Interesse (18-29j, Forsa)
42	stark interessiert am politischen Geschehen (Studierende, StSu)
72	„Ich partizipiere durch Wahlen an Politik“ (16-29j, DJI)
73	nicht interessiert an Gremienarbeit an der Hochschule (Studierende, StSu)
83	Wahlbeteiligung unter Studierenden an der BTW 2013 (RP-Online)

Fig. 2: selbst erstellt

Nichtwahl als Normalität

90% Nichtwählende: Das ist eine Konstante für studentische Parlamentswahlen in Bielefeld. Jahr für Jahr, trotz wechselnder (und stark wachsender) Studierendenschaft: Nichtwählen ist und bleibt normal. Mit diesem Phänomen ist Bielefeld aber nicht alleine. Desinteresse an studentischen Wahlen ist normal an deutschen Universitäten, ist es heute und war es auch in der Vergangenheit (vgl. Fig 1).

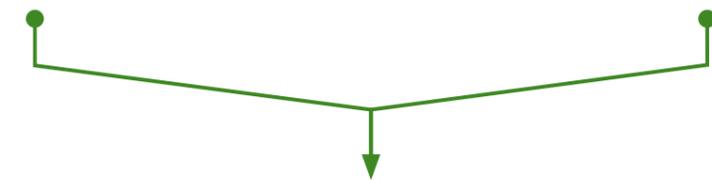
Es liegt nicht am Angebot

Wieso sind die Wahlen des Studierendenparlaments uninteressant? Eine vielleicht beruhigende Antwort an alle studentischen Politiker*innen dieser Uni: Ihr seid wahrscheinlich nicht schuld. Denn dann wäre das Phänomen nicht über Jahre hinweg, in verschiedenen Universitäten, bei fluktuierenden Parlamenten und noch stärker fluktuierender Studierendenschaft, konstant beobachtbar.

Die nächste oft gegebene Antwort ist: Das Bachelor-Master-System hat uns alle entpolitisiert. Das scheint auch zuzutreffen – aber in geringerem Maße als oft kommuniziert wird. Laut dem „Studierenden-Survey“ hatte die Umstellung auf das Bachelor-Master-System zwar einen Effekt auf das Engagement der Studierenden an den Hochschulen. Wie Tino Bargel, einer der Autor*innen des Surveys ausführte, begann der Rückgang des Engagements der Studierenden aber schon vor dem Bologna-Prozess (vgl. Bargel 2010). Der Bachelor hat den Prozess nur beschleunigt.

Wählen gehen geht auch ohne Engagement und Interesse

Es ist auch keine absolute Entpolitisierung, die unter den Studierenden stattfindet. Das Interesse für Politik und gesellschaftliches Engagement ist immer noch da (vgl. Fig. 2). Zwar gibt es keine Mehrheiten mehr für starkes politisches Interesse oder für gesellschaftliches Engagement, aber es scheint sich hier nur eine Angleichung zur Gesamtbevölkerung zu vollziehen. Was auch deutlich wird: Für politische Willensbekundung per Wahl scheinen die Hürden am niedrigsten zu sein. Obwohl nur 29% der Studierenden sagen, ihnen sei Politik wichtig, äußerten trotzdem 83%, zur Bundestagswahl gehen zu wollen.



These: Das Studierendenparlament gilt nicht als Ort der Entscheidungsoffenheit.

Das heißt: Auch wenn sich eine Entpolitisierung der Studierenden vollzogen hat, müsste diese sich nicht derart auf die Wahlbeteiligung auswirken. Wie vor allem aus dem Studierenden-Survey hervorgeht, scheint durch das Interesse an Politik die Stupa-Wahl aber nicht abgedeckt zu werden.

Ich habe eine These, wie es dazu kommt: Die Wahl zum Studierendenparlament wird von den Studierenden nicht als Entscheidung wahrgenommen, deren Ausgang Einfluss auf die Qualität ihres Status als studentisches Mitglied an der Universität hat. Oder anders: Das Parlament gilt nicht als politischer Ort. Ich will dafür drei Erklärungen anbieten, basierend auf Max Weber, Pierre Bourdieu und Niklas Luhmann.

Quellen für Fig 1:

Für die Uni Bielefeld:

- <http://www.whomes.uni-bielefeld.de/stupa/archiv/>
- <http://www.uni-bielefeld.de/stupa/archiv/>

Für die anderen Universitäten:

- <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/stupa-beteiligung-bei-den-studentenparlamenten-wahlen-sinkt-a-1057842.html>

Quellen für Fig 2:

- Forsa im Auftrag der TK 2017 <https://www.tk.de/tk/studienband-zur-wahl/interesse-an-politik/919466>

Erhebungen vom DJI 2016 <https://www.dji.de/themen/politische-bildung/jugend-und-politik.html>

„Die Welt“ über die EY-Studie 2018 <https://www.welt.de/politik/deutschland/article178866492/Studenten-Studie-Beruflicher-Erfolg-verliert-extrem-an-Stellenwert.html>

RP Online zur Wahlbeteiligung unter Studierenden https://rp-online.de/politik/deutschland/studenten-ist-die-politik-egal_aid-16307051

Hauptbericht des 13. Studierenden-Survey https://www.soziologie.uni-konstanz.de/typo3temp/secure_downloads/101284/0/3f79ad497f0ac25e6acc4f52eb058aeee18ff049/Studierenden-Survey-Ausgabe_13_Hauptbericht.pdf

**Weber:
Das Parlament als traditionaler Herrscher**

Die Wahlen für egal zu halten, ist aus weberscher Perspektive dann berechtigt, wenn das Studierendenparlament traditionale Herrschaft über die Studierenden ausübt. Dass es herrscht, ist leicht zu erkennen: Das Parlament verfügt gesichert über die Macht, alle eingeschriebenen Studierenden zu finanziellen Abgaben zu bringen, für Zwecke, über die das Parlament entscheidet. Es hat die Möglichkeit, den Studierenden neue Abgaben aufzuerlegen oder die Unterstützung von Zwecken wieder einzustellen. Traditionell ist die Herrschaft dann, wenn sich die Art, wie Entscheidungen getroffen werden, streng nach den in der Vergangenheit getroffenen Entscheidungen ausrichtet. Die Studierenden erkennen die Herrschaft des Parlaments an, weil die jeweils Gewählten dafür sorgen, dass sich so wenig wie möglich im studentischen Leben verändert. Aus dieser Perspektive können die Parlamentarier*innen mit einer herrschenden Priester*innenkaste verglichen werden: Es ist unerheblich, wer aus der Herrschaft ausscheidet (hier durch Wahl, sonst durch Ableben) solange die ins Amt folgenden Personen sich wie die Vorgänger*innen an die Rituale und Normen halten (vgl. Münch, 1976: 60). So erlangt das Parlament die Autorität „des ewig Gestrigen, der durch unvordenkliche Geltung und gewohnheitsmäßige Einstellung auf ihre Innehaltung [sic!] geheiligten Sitte: ‚traditionale Herrschaft‘ [...] übt“ (Weber, 1972: 822). Solange also das Parlament die Sitten beibehält, sich in seinen Entscheidungen an den bereits getroffenen zu orientieren (es gibt ein Semesterticket, das Mensaessen wird subventioniert, etc.) bleibt die Wahlbeteiligung gering.

**Luhmann:
Eine Wahl mit zu wenig Ungewissheit**

Nutzt man die Systemtheorie, um die Wahl zu betrachten, so soll nach Luhmann in einer Demokratie die Wahl über das Austauschverhältnis von Regierung / Opposition entscheiden. Diese Entscheidung muss Ungewissheit im System erzeugen, sie muss die Politik „mit einer unbekanntem Zukunft“ konfrontieren (vgl. Luhmann, 2000: 103 f.). Desinteresse an Wahlen deutet daraufhin, dass die Studierenden der Wahl diese Bedeutung nicht beimessen. Es tut nichts zur Sache, dass die Wahlen aus Sicht der Listen, oder eines AStAs, der sich vom Parlament wählen lassen muss, auf jeden Fall Unsicherheit bedeuten. Entscheidend ist nur, was die Wählenden verstehen und welche Handlungen daraus abgeleitet werden. Wenn die Wahlberechtigten mit der Wahl keine Unsicherheitserzeugung verbinden, haben sie auch keinen Grund wählen zu gehen. Selbst wenn eine Wahl zu völligen neuen Mehrheitsverhältnissen im Studierendenparlament führt, die ganz andere Entscheidungen ermöglicht, muss sich das nicht auf die Wahlbeteiligung beim nächsten Mal auswirken. Denn werden die Entscheidungen nicht als unterschiedsbildend (z.B. im studentischen Alltag) verstanden, gibt es immer noch keine erzeugte Ungewissheit und auch weiterhin keine unbekannte Zukunft.

**Bourdieu:
Das Parlament als Gremium mit schwachem politischem Feld**

Bourdieu's Theorie des politischen Felds rückt beim Blick auf das Parlament die Beziehung zwischen dem Gremium und den Studierenden als seinem Publikum in den Mittelpunkt. Die Frage ist, inwiefern das Parlament die Gesamtheit der Studierenden zwar als Klientel sieht, diese sich aber nicht als Klient*innen des Parlaments betrachten. Der Fall tritt ein, wenn das politische Feld des Parlaments nur geringe Wirkung auf die Studierenden hat, sie also nicht merken, dass Entscheidungen des Parlaments sie betreffen können. Eine Entkopplung zwischen Publikum und politischem Feld ist die Folge, die in einer starken Geschlossenheit und Autonomie des Feldes endet. Über bleiben jene, die sich zum Feld zählen und die deutlich in seiner Wirkmacht stehen, die also regelmäßig etwas vom AStA oder dem Parlament brauchen; der engste Kreis der Hochschulpolitik. Der Effekt sei, mit den Worten von Bourdieu, dass studentische Politik „letztlich wie ein sehr avanciertes künstlerisches Feld funktioniert, in dem es kein Publikum mehr gibt, wie das Feld der Dichtung und der Avantgarde-Malerei“ (Bourdieu, 2001: 48).

**Fazit:
Ist eine hohe Wahlbeteiligung überhaupt wichtig?**

Alle drei Erklärungen haben gemein, dass sie als Ursache für die geringe Wahlbeteiligung einen „Output“-Mangel des Parlaments identifizieren, dass also zu wenig Entscheidungen des Parlaments im studentischen Leben spürbar sind. Die luhmannsche und webersche Perspektive haben dabei gemein, dass sie letztendlich das System als nicht demokratisch ansehen. Die fest geregelte Zukunft ist bei Luhmann ein Zeichen dafür, dass es eher eine Autokratie oder eine Verwaltung ist, die hier handelt. Dass die Art der Entscheidungsfindung streng nach der Vergangenheit ausgerichtet ist, zeigt nach Weber, dass traditionale Herrschaft stattfindet. Bourdieus Perspektive zweifelt hingegen an, dass überhaupt Herrschaft stattfindet, denn Voraussetzung dafür ist, dass die Beherrschten sich im politischen Feld der Herrschenden wahrnehmen.

Das Studierendenparlament ist also entweder eine Priester*innenkaste, eine Verwaltung, ein autokratisches Generalsekretariat, oder ein Club der politkünstlerischen Avantgarde - nur eben keine Institution der Demokratie. Das bleibt auch so, bis ein Bruch mit den Sitten (Weber), eine Öffnung des politischen Felds (Bourdieu) oder eine Konfrontation von verschiedenen Zukunftsversionen durch die Wahl (Luhmann) stattfindet. Erst dann wird auch eine Steigerung der Wahlbeteiligung stattfinden.

Aber: Ist das überhaupt wichtig? Ist eine hohe Wahlbeteiligung nur aufgrund von Wertrationalität anzustreben? Vor dem Hintergrund der geschilderten theoretischen Zugänge ist Nichtwählen hier der Ausdruck von wohlwollendem Desinteresse. „Solange die Akteur*innen der studentischen Selbstverwaltung keinen Unfug treiben, müssen wir uns auch nicht mit ihnen beschäftigen“, könnte eine Perspektive von Nichtwählenden sein. Aus meiner Sicht ist nur wichtig, dass Sittenbruch, die Erzeugung von Ungewissheit, etc. als Möglichkeit im System verankert bleibt.

Über den Autor: Andreas Hermwille studiert Soziologie im Master an der Uni Bielefeld. Während seines Bachelor-Studiums war er Redakteur beim Campusradio Hertz 87.9 und hat vor allem über Bielefelder Hochschulpolitik berichtet. Seine Schwerpunkte sind politische Soziologie und Organisationssoziologie, mit besonderem Interesse für Hochschulen und Interessensorganisationen.

Literaturverzeichnis

Bargel, Tino 2014. Vortrag über den Bologna-Prozess beim CHE im Jahr. Online verfügbar unter: https://www.che.de/downloads/Veranstaltungen/CHE_Vortrag_Bargel_101214_PK276.pdf

Bourdieu, Pierre, 2001. Das politische Feld. Konstanz: UVK-Verl.-Ges.

Luhmann, Niklas, 2000. Die Politik der Gesellschaft. 1. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Münch, Richard, 1976. Legitimität und politische Macht, Opladen: Westdt. Verl.

Weber, Max, 1972. Wirtschaft und Gesellschaft. 5., rev. Aufl. / besorgt von Johannes Winkelmann, Studienausg. Winkelmann, Johannes, ed., Tübingen: Mohr.

Was macht die Forschung?

Umfrage unter den Lehrenden und Forschenden an der Fakultät für Soziologie

*Ihr seid auf Themensuche für eine Hausarbeit, aber seid Euch nicht sicher, worüber mensch überhaupt forschen kann? Mit was für Themen beschäftigen sich Soziolog*innen in der Wissenschaft denn überhaupt? Und was wird von den Menschen erforscht, die ich vielleicht sogar selbst kenne? Auch dieses Mal haben wir wieder an der Fakultät herumgefragt, welche Rolle die Themen „Wissen · Wahrheit · Wunschdenken“ in der Forschung hier an der Universität spielen. Wie vielseitig und divers die Zugänge zu diesen Themen sein können, erfahrt Ihr in den folgenden Beiträgen.*

Wissens- und Wahrheitsproduktion in interkulturellen Diskursen und in der Grenzforschung

Aus dem Dreisatz „Wissen · Wahrheit · Wunschdenken“ finden sich in meiner Forschung insbesondere die ersten beiden Punkte wieder.

So geht es in meiner Arbeit zur Methodologie interkulturellen Verstehens nicht zuletzt um die Möglichkeit der trans- und interkulturellen Geltendmachung von Wissens- und Wahrheitsansprüchen angesichts ihrer kulturspezifischen Produktionsbedingungen und damit auch Relativität. In diesem thematischen Kontext habe ich mich u.a. mit Fragen der interkulturellen Anerkennung sowie mit der Möglichkeit universeller Werte auseinandergesetzt.

Wissen und Wahrheit spielen auch in meiner grenztheoretischen Forschung eine wichtige Rolle. Dabei interessiert mich vor allem der Zusammenhang zwischen der politischen bzw. im weiteren Sinne sozialen Funktion von Grenzen und ihrer immer auch epistemischen Funktion. So funktionieren Grenzen stets auch als Raster zur Konstituierung und Trennung unterschiedener Bereiche der Wissens- und Wahrheitsproduktion. Durch Grenzen werden gleichermaßen soziale wie epistemische Geltungssphären unterschieden. So besteht – um lediglich ein illustratives Beispiel zu nennen – die durch das Gesetz gezogene Grenze zum einen in der sozialen (hier konkret: rechtlichen) Unterscheidung zwischen Legalität und Illegalität, zum anderen aber auch in der epistemischen Unterscheidung zwischen richtiger bzw. rationaler begründeter und falscher bzw. irrationaler begründbarer Handlungsweise.

Mit dem Aspekt des Wunschdenkens habe ich mich jüngst in einem fakultätsübergreifenden Lehrforschungsformat auseinandergesetzt. Im Rahmen zweier Sitzungen

der Veranstaltungsreihe „Wissensperspektiven“ haben sich Paula Diehl aus der Abteilung Geschichtswissenschaft und ich aus gesellschaftstheoretischer und politikwissenschaftlicher Sicht dem Phänomen der sog. alternativen Fakten genähert und dabei auch das wishful thinking des Denkens in vermeintlich alternativen Fakten ideologiekritisch perspektiviert.

ANDREAS VASILACHE, Arbeitsbereich 4 – Politik und Gesellschaft,
Professor für Sozialwissenschaftliche Europaforschung

Politik und Wissenschaft in der Weltgesellschaft

In der Arbeitsgruppe „Politische Soziologie“ befassen wir uns grundsätzlich damit, auf welche Weise gesellschaftliche Zusammenhänge zum Gegenstand von Politik werden, was also die Bedingungen, Formen und Folgen von Politisierung – aber auch: von Entpolitisierung – in der Gesellschaft sind. Dabei spielt das Verhältnis von Politik und Wissenschaft eine besondere Rolle und bildet daher ein wichtiges Teilgebiet unserer Forschungen. Auf Expertise und Evidenzen wird oft verwiesen, um kollektiv bindende Entscheidungen als unausweichlich darzustellen und zu rechtfertigen. Allerdings vermuten wir, dass es unter den Bedingungen der Weltgesellschaft zu erheblichen Konflikten darüber kommt, was als gültiges und politisch relevantes Wissen und was als wissenschaftliche Wahrheit gelten sollte. In der globalen Umweltpolitik oder bei Nahrungsmittelkrisen kollidieren sehr unterschiedliche politische und epistemische Autoritäten miteinander. Wir suchen nach den Gründen dafür und wollen auch verstehen, was das für Politik und Wissenschaft zukünftig bedeutet.

HOLGER STRASSHEIM, Arbeitsbereich 4 – Politik und Gesellschaft,
Professor für Politische Soziologie

Digitalisierung und Drittmittel - zur Produktion wissenschaftlichen Wissens

In meiner Dissertation beschäftige ich mich auf zwei unterschiedlichen Ebenen mit dem Thema Wissen. Zum einen untersuche ich, wie Digitalisierung unsere Wissenskulturen und den Umgang mit selbigen verändert. Zum anderen versuche ich genauer zu verstehen, welchen Einfluss Wissenschaftsstiftungen auf die Generierung, Vermittlung und Speicherung von wissenschaftlichem Wissen haben. Dabei spielen vor allem wissenschafts- und förderpolitische Faktoren eine Rolle, die eine ganz eigene Vorstellung von Wahrheit generieren, die aus dem bestehenden und neu entstehenden Wissen gewonnen werden soll. Spannend finde ich hierbei immer wieder, wie unterschiedlich Digitalisierung gesehen, verstanden und gelebt wird und auch welche Rolle Drittmitteln in unserem Wissen(schafts)system zukommt.

ANNA MARIA NEUBERT,
Bielefeld Graduate School in History and Sociology,
Doktorandin

Zum Wissen über Migration

Die aktuelle Relevanz von migrationssoziologischem Wissen ist seit dem langen Sommer der Migration von 2015 offenkundig. Die Systematik und die Intensität der Befassung mit Wissen über Migration nimmt zu. Zum einen wurden Institutionen, die sich mit Wissen über Migration systematisch befassen ausgebaut. Zum anderen wird die Problemlösung durch Wissen über Migration zum Prinzip: Immer systematischer werden Strukturen und Prozesse untersucht, gemessen und ausgewertet. In meiner wissenssoziologischen Forschung analysiere ich, welches Wissen über Migration in öffentlichen Deutungskämpfen als legitim anerkannt wird. Ich bin überzeugt, dass die eigentliche Neuigkeit in den aktuellen Migrationsdebatten nicht unbedingt der erstarkte Rechtspopulismus ist, sondern vielmehr der breite und neue Menschenrechtsdiskurs. Folgende Fragen liegen für mich dann auf der Hand: Wie werden Immigrant*innen ein- und ausgegrenzt, wenn die Forderung nach Anti-Diskriminierung im Raum steht? Wie rechtfertigen sich diejenigen, die mit dem Rassismus-Vorwurf konfrontiert sind?

CHRISTIAN ULBRICHT,
Arbeitsbereich 6 - Transnationalisierung und Entwicklung,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter

Sudoku

1	9							3
			8		7			
						5	6	4
	5				2	9		1
4			9	8	6			5
	2	3						
		7		6				
3	1			7			2	9
	8			2	3	4	5	

Foto © sozusagenRedaktion

Bingo: Gender Studies

Differenz	Heteronormativität	Intersektionalität	Queer-Theorie
Patriarchat	Sexismus	hegemoniale Männlichkeit	Körper
LGBTQI*	Identität	Rollen	Dekonstruktion
Performativität	Dritte Welle	Gleichberechtigung	Sexualität

Jedes Mal, wenn eines dieser Worte in Eurer Vorlesung oder Eurem Seminar genannt wird, kreuzt es aus. Die erste Person, die vier Kreuze in einer Reihe hat (egal, in welcher Richtung), hat gewonnen.

sozusagen

Bielefelder Studierendenmagazin
an der Fakultät für Soziologie
Ausgabe Sommersemester 2019

Redaktion

Romy Albers
Katharina Braunsmann
John-Nuri Habicht (V.i.S.d.P.)
Juliane Harms
Stefan Knauff
Maximilian Krause
Theresa Sommer
Elisabeth Strietzel

Postanschrift

sozusagen-Magazin
Fakultät für Soziologie
Universität Bielefeld
Universitätsstraße 25
Postfach 10 01 31
33501 Bielefeld

Druck

WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstraße 7
71522 Backnang



ISSN (Print) 2626-451X
ISSN (Online) 2626-4528

Auflage

1000 Stück

Besonderer Dank für die tatkräftige Unterstützung gilt:

Maximilian Christ, Katharina Kotschurin, Malte Neuwinger,
Lennart Peters, Gordana Rammert und Anica Waldendorf,
sowie Sabine Adam, Robert Glowienka und Ann-Cathrin Kardinal.

Dank an

das StuPa der Universität Bielefeld
und allen weiteren Mithelfer*innen

Zuschriften und Kritik gerne an

sozusagen@uni-bielefeld.de

Cover & Layout © sozusagen-Redaktion

Alle Beiträge, bei denen keine Autor*innenschaft gekennzeichnet ist, sind der Redaktion zuzuordnen.
Der Inhalt der Beiträge muss nicht unbedingt die Meinung der Redaktion widerspiegeln, verantwortlich sind allein die
Autor*innen/Fotograf*innen/Künstler*innen. Die Rechte der Beiträge liegen bei ihren jeweiligen Inhaber*innen.

Sollten durch Zitate, Abbildungen oder andere Darstellungen Urheberrechte oder Rechte Dritter verletzt werden,
geschieht dies unbeabsichtigt. Für diesen Fall bitten wir um Mitteilung.



Nachwuchs

Liebe Studierende,

für die nächste Ausgabe der **sozusagen** im Wintersemester 2019/2020 suchen wir Eure Beiträge! Das Titelthema lautet: „**Nachwuchs**“. Denkt ihr jetzt auch an das Eine? Moment – eben jene Babys werden größer! Damit sind sie aber noch lange nicht kein Nachwuchs mehr. Interesse am Nachwuchs besteht dort, wo etwas fortbestehen soll. Alle reden darüber: Im Alltag, in verschiedensten Wissenschaften zu Erziehung, Reproduktion und Wissensweitergabe, in der Wirtschaft, überall! Auch in Politik und Medien wird der Nachwuchs diskutiert: Welche Folgen hat Chinas „Einkind-Politik“? Ist die „Herd-Prämie“ ein sinnvolles Äquivalent zur staatlich finanzierten KiTa?

Die Fragen gehen in alle Richtungen: Ob die jungen Influencer auf Youtube wohl eine neue zukunftsweisende Berufsgruppe bilden? Wie sieht die optimale Betreuung von Kindern und Jugendlichen aus? Wie begegnen wir dem Fachkräfte-Mangel? Stellt der Zulauf der Reichsbürger*innenszene eine Gefahr für andere dar? Wie werden Menschen, die nach Deutschland einwandern, inkludiert oder auch exkludiert? Welche Mechanismen verschließen oder eröffnen der nächsten Generation oder auch einzelnen Personen die Möglichkeiten zur Partizipation? Und wenn dann an unserer Fakultät einen Preis für Nachwuchswissenschaftler*innen ausgeschrieben wird, dann geht es auch hier wieder um: ... ?!

Wie und inwiefern verändert sich eine bestehende Gruppe durch den Nachwuchs? Was passiert, wenn der gewünschte Nachwuchs ausbleibt? Wer braucht Nachwuchs und warum? Und wo ist Nachwuchs nicht relevant? Ab wann ist der Nachwuchs genug nachgewachsen?

Wir freuen uns über jegliche Form von Beiträgen: von wissenschaftlichen oder journalistischen Essays, über Hochschulgruppen-Beiträge, Buchrezensionen, Gedichte, bis hin zu Comics oder Karikaturen. Auch alles andere, was Euch noch so einfällt, passt vielleicht irgendwie in unser Magazin. Ihr könnt sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch schreiben. Je nachdem, welches Format Ihr einreichen möchtet, ändert sich natürlich die angestrebte Wörterzahl. Beispielsweise suchen wir Essays mit ca. 15.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen). **Bitte reicht uns bis zum 17. Juni 2019 Eure ersten Entwürfe ein.** Falls Euch das Leitthema nicht anspricht oder Ihr gerne Beiträge zu (komplett) anderen Themenfeldern einreichen würdet, freuen wir uns auch über diese Einsendungen!

Genauere Infos zu den Richtlinien sowie Zitationsweise findet Ihr unter: www.uni-bi.de/soz/sozusagen/cfp.html
Eure ersten Entwürfe schickt uns einfach per Mail an: sozusagen@uni-bielefeld.de

Liebe Grüße
Eure **sozusagen**-Redaktion

Weitere Informationen findet Ihr unter: <https://www.uni-bielefeld.de/soz/sozusagen/>